Hattingen, den 28. September 1911. 18. Jahrgang. — Nummer 39.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. [illegible] sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Die Regierungen der deutschen Bundesstaaten bemühen sich ehrlich, der drückenden

Teuerung

zu steuern. Die preußische Regierung hat die Frachtsätze für Futtergerste, Mais und Kartoffeln dergestalt ermäßigt, daß von einer Verteuerung durch Fracht keine Rede mehr sein kann. Eine wichtige Neuerung besteht darin, daß zu den weitgehenden allgemeinen Ermäßigungen noch eine weitere, und zwar bei Seefischen von 20 Prozent, im übrigen von 15 Prozent, dann hinzutritt, wenn die Sendungen an Gemeindebehörden, gemeinnützige Organisationen und gewerbliche Unternehmer gehen, die sie in Ausübung gemeinnütziger Tätigkeit oder an eigene Angestellte zu oder unter dem Selbstkostenpreise abgeben. Diese Neuerung soll zu einem solchen gemeinnützigen Vorgehen der Gemeinden anregen. Die besondere Ermäßigung ist so reichlich, daß sie die Einrichtungskosten wesentlich mindern, wenn nicht decken oder gar übersteigen wird. Bei allen diesen Ermäßigungen ist zu berücksichtigen, daß ihr Nutzen nicht sowohl in der Ersparnis im Einzelbedarf liegt, als vielmehr darin, daß die Wareneinfuhr sich hebt und somit das Angebot steigt, das dann notwendig den Preisstand beeinflussen muß.

Der bayerische Verkehrsminister will Frachtermäßigungen, wie sie in Preußen gewährt werden, auch für Bayern einführen.

Die Generaldirektionen der badischen Staatsbahnen ist angewiesen, ähnliche Tarifmaßnahmen durchzuführen.

Das großherzoglich-weimarische Staatsministerium will einen Betrag von 500 000 Mark bereitstellen, um an Gemeinden Darlehen zu begeben, mit deren Hilfe unbemittelten kleineren Landwirten und Viehhaltern durch Vermittlung der Notstandskommissionen Futter- und Einstreumittel beschafft werden sollen. Die Darlehen, die erst Ende 1915 zurückgezahlt zu werden brauchen, sollen den Gemeinden für die Zeit bis Ende September 1913 gegen eine Verzinsung von nur 2 und für die beiden darauffolgenden Jahre gegen eine Verzinsung von 3 Prozent gewährt werden.

Der Vorstand der landwirtschaftlichen Zentral-Darlehnskasse für Deutschland hat beschlossen, den mit ihr in Verbindung stehenden Raiffeisenkassen in den Notstandsgebieten zwecks Ankauf von Futtermitteln Ausnahmekredite zu dem Zinssatze von 3½ Prozent zur Verfügung zu stellen.

Der deutsche Städtetag richtete an der Regierung eine Eingabe, in der um Maßnahmen zur Behebung der Fleischteurung gebeten wird.

Es wird darin gewünscht:

„Die Erleichterung der Einfuhr von lebendem Vieh aus Nachbarländern und die Einfuhr von Gefrierfleisch aus Argentinien".

Die Schweiz hat die Einfuhr argentinischen Fleisches gestattet und die gemachten Erfahrungen sollen zu Bedenken keinen Anlaß geben.

Gegen die Vorschläge des Städtetages werden sich die landwirtschaftlichen Kreise wenden; sie weisen nach, daß Schweinefleisch seit Januar 1911 um 11,7 Pfg. pro Kilo im Preise zurückgegangen ist, mithin von einer Fleischnot nicht gesprochen werden kann. Die Angabe mag schon stimmen, aber der Konsument hat von einer Verbilligung des Schweinefleisches noch nichts gemerkt.

Von wohlmeinender Seite wird der Vorschlag gemacht, die Staatsregierungen möchten amtlich die Brot- und Fleischpreise festsetzen, der Vorschlag ist nicht übel. Wenn man in Bayern die Bierpreise sogar amtlich festsetzt, dürfte der oben gemachten Anregung kaum etwas im Wege stehen. Die größeren Stadtverwaltungen können durch Einrichtung von Fischverkaufsstellen auch zur Linderung der Teuerung beitragen.

Wenn alle Behörden auf dem Posten sind, können die Härten überwunden werden.

Die Marokko-Angelegenheit

soll zur Zufriedenheit der deutschen und französischen Regierung erledigt sein. Ueber das Abkommen berichten französische Zeitungen bereits Einzelheiten. Warten wir die Mitteilungen der Regierungen ab.

Daß die Franzosen ihr Schäfchen im Trocknen haben, darf aus einer Rede des Ministerpräsidenten zu folgern sein: Bei einer Einweihung in Alencon sagte er folgendes:

„Wir zweifeln nicht daran, daß zwei Völker, die Aufgaben der Zivilisation in der Welt zu erfüllen haben, und von denen jedes den gleichen Willen hat, den Frieden zu wahren, jedes das gleiche Bedürfnis, den Frieden zu sichern, zu einer Verständigung kommen, die dauernd ist und kein bitteres Gefühl zurück läßt, nur muß sich jedes von dem Gedanken leiten lassen, den Thiers in folgenden Worten ausdrückte: „Ein Geschäft ist nur dann gut, wenn beide Parteien Vorteil von ihm haben". Und in Wahrheit handelt es sich in unserem Falle um ein Geschäft".

Daß Frankreich ein Geschäft gemacht, ist garnicht zu bezweifeln. Und Deutschland? Wir sind natürlich die Geschorenen.

Italien

hat von den Franzosen gelernt, und ist augenblicklich dabei, Tripolis in die Tasche zu stecken.

Es herrscht zwar nach Ansicht der italienischen Staatsmänner zwischen der Türkei und Italien das friedlichste und herzlichste Einverständnis.

Aber die Türken haben für diese Liebe gar kein Verständnis und drohen mit den schärfsten Repressalien. Zum Glück haben beide nicht viel in die Milch zu brocken, aber bedenkliche Weiterungen kann der italienische Freibeuterzug doch im Gefolge haben.

Frankreich

ist von einem schweren Unglück heimgesucht worden: der Panzerkreuzer „Libertee" ist nach einer furchtbaren Explosion gesunken. Bei der Katastrophe sind über 400 Seeleute zu Tode gekommen, fast die gleiche Zahl hat schwere Verwundungen davongetragen. Ueber die Ursache des Unglücks gehen die Meinungen sehr auseinander; jedoch tritt das Marineministerium der Auffassung, die eine Selbstentzündung des Pulvers annimmt, mit aller Entschiedenheit entgegen. Die Behauptung, betrunkene Matrosen hätten aus Unachtsamkeit das Unglück angerichtet, findet auch wenig Gläubige. Die Offiziere haben keineswegs mit der Möglichkeit einer solchen Explosion gerechnet; sie kam vollständig unerwartet. Daraus lassen sich tiefere Ursachen folgern. Durch die herumfliegenden Geschosse und Schiffsteile sind auch die Schiffe „Verite", „Republique" und „Dimocratic" schwer beschädigt, auf dem letztgenannten Schiff kamen 20 Mann ums Leben, 50 wurden schwer verwundet. Die Aufregung in Frankreich ist ungeheuer. Kaiser Wilhelm telegraphierte an den Präsidenten Fallieres: „Es fehlen mir die Worte, um den Ausdruck für mein tiefes Mitgefühl mit der nationalen Trauer ganz Frankreichs zu finden. Die so furchtbar geprüften Familien werden sich mit dem Bewußtsein trösten können, daß die unglückliche Besatzung der „Libertee" in der Erfüllung ihrer Pflicht für das Vaterland gestorben ist." Präsident Fallieres erwiderte: „Ich bin tief ergriffen von den bewegten Worten, mit denen Eure Majestät sich der Trauer anschließen, die ganz Frankreich betroffen hat, und von dem Zeichen tiefen und schmerzlichen Mitgefühls, das Eure Majestät die Güte haben, an die unglücklichen Familien zu richten, die durch das Unglück so furchtbar geprüft sind. Ich bitte Eure Majestät, den Ausdruck meines lebhaften Dankes entgegenzunehmen."

England

hat mit seinem Luftkreuzer „Mayfly", der niemals flog, Pech. Zwei Jahre hat das Marineministerium an dem 510 Fuß langen Ungetüm in Barrow bei Vickers bauen lassen, und die Geheimnistuerei war schon nicht mehr schön. Das Luftschiff hat die riesige Summe von 1 400 000 Mk. gekostet und war am Donnerstag letzter Woche, ohne daß es je einen Probeflug gemacht hatte, endgiltig von der aeronautischen Kommission der Admiralität übernommen worden. Im Mai des Jahres hatte die „Mayfly" zum erstenmale das Licht der Welt erblickt. Mit großen Vorsichtsmaßregeln war sie aus ihrer Halle in den Hafen von Barrow herausgebracht worden, wo sie mit ihren Gondeln auf dem Wasser ruhte. Man hatte ein Netz mit starken Stricken ringsum gespannt, das sie vor plötzlichen Luftstörungen schützen sollte. Damals, im Mai, machte die „Mayfly" keine Flugversuche. Statt dessen baute man sie um, denn es stellte sich heraus, daß das Gerippe viel zu schwer war. Am Sonntag, den 24. September, sollte nun der erste Flug gewagt werden. Vorsichtig holte man den Luftkreuzer aus seiner Halle, mit den Gondeln auf dem Wasser ruhend glitt sie hinaus in den Hafen. Aber nur zwei Minuten dauerte die Herrlichkeit, plötzlich durchbrachen Aluminiumstangen die Hülle, verschiedene Ballonetts platzten und müde sank der geknickte Körper in die Fluten. So fand der englische Militärballon ein unrühmliches Ende. Die Mannschaften retteten sich durch Schwimmen. Nun liegt das Wrack wieder in seiner Halle; die Hoffnung, das „berühmte" Luftschiff „Manfly" durch die Lüfte segeln zu sehen, müssen die stolzen Engländer begraben. Diesen Schmerz kann man den Leuten nachfühlen.

Die streikenden englischen Schuljungen

verlangen Taschengeld auf Staatskosten. Der Gebrauch des Rohrstocks steht außer Frage für London. Anders verhält sich aber die Sache in der Provinz. In Southampton zum Beispiel bot sich der ergötzliche Anblick eines Aufmarsches von nahezu hundert Schuljungen, welche unter den Klängen eines Dudelsacks, einer Anzahl Mundharmonikas und einer mächtigen Trommel durch die Straßen zogen. Plötzlich verstummte aber die Musik der Ausständigen. Unter dem Ruf: „Die Blauen kommen", nahmen die Jungen vor zwei herannahenden Schutzleuten Reißaus. Der Ausstand hat in vielen Städten eine ganz gegenteilige Wirkung ausgelöst. In vielen

Vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung.)

Herr Friedrich Lambert, der „kratzbürstige" Herr Geschworene von einstmals, war, wie man zu sagen pflegt, mit dem „linken Fuß" zuerst an diesem Tage aufgestanden. Er hatte zu Hause sich geärgert, in seinem Geschäft Verdrießlichkeiten gehabt, der Kopf rauchte ihm, seiner eigenen Aeußerung gemäß. Um auf etwas andere Gedanken zu kommen, hat er einen Geschäftsweg mit einem kleinen Spaziergange verbunden und war auch hinaus in den Stadtpark gekommen. Das frohe Treiben auf dem Eise, welches die Tausende erfreute, die nach den munteren Weisen einer Militärkapelle ihre Kreise zogen, hatte den galligen Herrn freilich gerade so geärgert, wie vieles andere, er brummte etwas von „unnützer Zeitvertrödelei", „Lieber Arbeiten-Sollen" und schritt dann seines Weges weiter. Aber mit einem Male stutzte er, blickte scharf einen Seitenweg hinauf und trat dann mit einem kurzem Auflachen bei Seite. „Aha! Der Herr Dr. Haller! Und die Dame an seinem Arm?"

Seine stille Frage sollte gleich Beantwortung finden. Alice Wedenfeld, sie war es, lüftete gerade die leichte Hülle, und das Paar schritt im eifrigen Gespräch vorwärts, bis es unmittelbar vor Herrn Lambert sich befand. Scheinbar treuherzig und bieder grüßte er, Lothar dankte ebenso, aber zu einer Unterhaltung kam es nicht, das junge Paar schritt zu schnell vorwärts, als daß Lambert ein weiteres Wort hätte sprechen können.

Friedrich Lambert war kein boshafter Mensch, wohl aber sehr rechthaberisch. Er hatte es noch immer nicht vergessen, daß Dr. Haller damals, wie er behauptete, den einzig richtigen Wahrspruch der Geschworenen verhindert hatte. Er hatte sich gleich gewundert, er hatte dann bestimmte Beweggründe vermutet und er sah nun seine Vermutungen bestätigt: Dr. Haller, der sonst unerbittliche Mann, Arm in Arm mit Fräulein Wedenfeld? Also waren sie Brautleute! Vielleicht waren sie, ich will nicht das Schlimmste denken, sagte Friedrich Lambert wohlwollend bei sich selbst — schon damals im stillen in einander verliebt, aber daß Dr. Haller bei seinen Ausführungen und späterem Votum auf seine nunmehrige Braut Rücksicht genommen hatte, war für den eifrigen Mann außer allem Zweifel.

Also war er doch ein Menschenkenner gewesen! Das war für Lambert die Hauptsache. Und nun konnte er vielleicht für die im Gerichtsgebäude erlittene Niederlage eine kleine Revanche nehmen. Das Wie? würde sich schon finden!

Auch Alice Wedenfeld glaubte während der kurzen Begegnung Lambert erkannt zu haben und, hastig ihren Schleier wieder über das rosig angehauchte Gesicht ziehend, fragte sie: „War das nicht einer der Herren vom Schwurgericht, Lothar?"

„Ja, mein Kind," sagte er liebevoll, „und", dabei lächelte er, „der einzige von den Herren damals, mit dem ich mitunter einen kleinen Zusammenstoß hatte."

„Ein hitziger Herr?" fragte Alice.

„Sogar sehr," lachte Lothar, „aber er meint es nicht so schlimm. Nur Deine Schwester wollte er partout verurteilen."

„Hertha weiß, was sie Dir verdankt," sagte Alice leise.

„Aber Alice, wie kannst Du so sprechen?" verwies er sie sanft. „Du weißt doch, wie die meisten Herren dachten. Und nun sprechen wir nicht mehr davon!"

Sie schmiegte sich an ihn. „Lothar?" Er schaute sie forschend an.

„Sei nicht bös, aber es will mir nicht aus dem Sinn. Seit Egon's Tod kann ich den Gedanken nicht verbannen, daß uns noch eine harte Zeit bevorsteht, und ich . ."

„Darauf deutetest Du schon damals hin, als Du Hertha und mir die überraschende Nachricht von der Anwesenheit und dem Tode Deines Bruders brachtest. Du schienst so bang, daß . . ."

„Daß Du Mitleid mit mir hattest", schloß sie.

„Ja; Deine Angsttränen ließen mich das Geständnis meiner Liebe zu Dir nicht mehr verheimlichen. Seitdem wissen wir, daß wir zu einander gehören, für immer und für ewig!"

„Für immer und für ewig!" wiederholte sie. „Ja, ich glaube daran, wenn ich in Deine Augen schaue. Und auch Hertha, meine Schwester, ist glücklich darüber, daß mir beschieden, was ihr versagt geblieben, aber . . . ach, ich meine, all' diese Seligkeit müßte weichen, im nu verschwinden, wenn ein dritter davon erführe!"

„Kleine Närrin!"

„Du hast recht, Lothar, ich bin eine kleine Närrin, und wenn ich nicht an meine eigene Kraft glaube, so darf ich doch der Deinigen vertrauen." Ihre schlanke Hand stahl sich liebkosend in die seine, sie blickte mit feuchtglänzenden Augen zu ihm auf. Es war ganz einsam um sie her, aber es war gut, daß der Schleier wieder Alice's Antlitz verhüllte.

„Und wann willst Du, daß unser Bündnis bekannt werden soll?" forschte Lothar.

„Sobald Mama alles weiß!"

„Du hast ihr sogar Deines Bruders Tod noch nicht mitgeteilt!" sagte er ernst.

„Wir wagen es nicht. Wenn Mama alles wüßte, und sie müßte dann alles erfahren, diesen Schlag würde sie nicht verwinden!"

Familien, wo der Rohrstock bisher nicht in Gebrauch stand, sahen sich die Eltern genötigt, um die Gefährdung ihrer elterlichen Macht hintanzuhalten, zu diesem stummen, aber eindrucksvollen Hilfsmittel Zuflucht zu nehmen. Interessant ist die Tatsache, daß an verschiedenen Orten die geniale Forderung der jugendlichen Ausständigen, auf Staatskosten Taschengeld zu erhalten, ernstlich besprochen wurde.

Rußland

macht man mit Nihilisten kurzen Prozeß. Der Mörder Stolypins, Bagrow, ist in der Nacht von Sonntag auf Montag im Kiewer Festungshof gehängt worden. Als Nachfolger Stolypins ist der bisherige Finanzminister Kokowzew ernannt. Die Politik wird in den Bahnen Stolypins getrieben werden, jedoch werden die Deutschrussen in den Ostseeprovinzen auf eine bessere Behandlung rechnen dürfen. Stolypin, der Typ eines echten Altrussen, hat in der Schikanierung der Deutschen, Finnländer, Polen usw. das nur Denkbarste geleistet, den Revolutionären aber die Zügel schleppen lassen. Und das wurde sein Verhängnis.

Die Niederlage der Liberalen Kanadas,

die einen Handelsvertrag mit Nordamerika abschließen und mit ihm, wie man in Washington hoffte, noch eine innigere Verbindung eingehen wollten, hat in England, wo man wegen Kanadas Verhalten ernste Besorgnisse hegte, stürmischen Jubel hervorgerufen. Wenn die nordamerikanische Union nach dem Scheitern der Hoffnung, zu einem Vertrage mit Kanada zu gelangen, jetzt in freundschaftlichere wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland eintreten will, so können auch wir den Umschwung in Kanada, der an die Stelle des langjährigen liberalen Kabinetts Laurier ein konservatives Borden setzt, nur begrüßen.

Der Juliusturm.

Wen heute der Eisenbahnzug an Spandau vorüberführt, der erblickt wohl von ferne gleich einem alten Burgturm aus Bäumen herüberschauend den Turm der Zitadelle, den vielgenannten Juliusturm, den Hüter des deutschen Reichskriegsschatzes von 120 Millionen Mark. Wohl verwahrt ruht er dort hinter Graben und Wall, hinter eisernen Türen, die nur durch mehrere Schlüssel, die wieder in verschiedenen Händen sich befinden, geöffnet werden können. Alljährlich findet sich eine Kommission ein, um sich von dem unversehrten Vorhandensein des Schatzes zu überzeugen. Natürlich kann dies immer nur eine Stichprobe sein. Ein oder mehrere Kasten werden herausgenommen und ihr goldener Inhalt — lauter blanke Zwanzig- und Zehnmarkstücke — von dazu mitgenommenen Marssöhnen auf Tischen reihenweise aufgezählt. Ueber den Befund wird ein Protokoll aufgenommen, die Goldstücke werden wieder verpackt, die Kästen geschlossen und versiegelt und kurze Zeit später liegt der goldene Schatz wieder in stiller Einsamkeit da. Wie sein Name sagt, ist sein Schatz für den Krieg bestimmt, aber nicht etwa zur Führung eines solchen, sondern nur für die Mobilmachung, die weiteren Kosten müssen durch Anleihen oder auf andere Art und Weise beschafft werden. Es hatte sich nämlich 1870 gezeigt, daß es gerade in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung nicht leicht ist, ohne Handel und Wandel zu stören, genügend bares Geld zu haben. Damals mußte Preußen, das von allen deutschen Staaten allein einen Staatsschatz, und zwar von 30 Millionen Talern, besaß, auch den süddeutschen Staaten zuerst mit seinem baren Gelde aushelfen. Ueber diese ersten Tage bei ausbrechendem Kriege dem Deutschen Reiche glatt hinwegzuhelfen, ist daher dieser noch aus der französischen Kriegskostenentschädigung stammende Schatz von 120 Millionen bestimmt.

Zum Untergang des französischen Panzerschiffes „Libertee."

Der Herr Minister Delcassee
Hat wieder mal erfahren:
Es hängt das Unheil jeden Tag
An winzig dünnen Haaren!
Der tapfre Mann scheut keine Not,
Ihn kann kein Sturm bezwingen,
Trotz allen schweren Ungemach's
Muß er den Sieg erringen.
Doch hofft er das, so sagt er's nicht
In kritisch-ernsten Tagen;
Er handelt so und wartet ab,
Die schweren Lebenslagen.
Die „Libertee" sank in den Grund,
Kein gutes Zukunftszeichen;
Hier mußt' der rechte Ernst im Dienst
Der bösen Freiheit weichen.
Herr Delcassee, Herr Delcassee,
Laß ab vom Ruf zum Wagen,
Zu früh läßt leicht ein bös Geschick
Die letzte Stunde schlagen.

Westfalen-Rheinland.

Wegen Untreue wurde der Buchhalter Mannes aus Hamm von der Dortmunder Strafkammer zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. M. war Angestellter der Fa. T. H. Jucho und setzte in die Lohnlisten höhere Beträge ein, als die Arbeiter wirklich verdient hatten, den überschießenden Teil hielt er für sich.

Der gesamte Fleischverbrauch der Stadt Essen betrug 16 711 387 Kilogramm oder 56,55 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung gegen 50 Kilogramm im Vorjahre. Auf dem städtischen Fischmarkte wurden 700 Zentner Fische und für 3000 Mark wilde Kaninchen verkauft.

177 000 Mark unterschlagen. Vor der Strafkammer in Duisburg hatte sich der ehemalige Prokurist der Fa. Schulte-Kulkmann in Oberhausen, Stahl- und Eisengießerei, wegen Unterschlagung zu verantworten. Der Chef schenkte dem langjährigen Mitarbeiter volles Vertrauen und übertrug ihm nach und nach die gesamte Geschäftsleitung, auch die Aufsicht über die Kasse. Der Angeklagte beging die Unterschlagungen dadurch, daß er namentlich das Geschäftsunkostenkonto höher belastete, als es tatsächlich der Fall war. Er hat das beiseite geschaffte Geld bei Banken und Sparkassen deponiert, sodaß die Firma aus dem Guthaben des Angeklagten 177 000 Mark zurück erhielt. Der Nichtsnutz erhielt mit Rücksicht auf die Höhe der Unterschlagungen 1 Jahr Gefängnis.

Bestrafte Untreue. Die Duisburger Strafkammer verurteilte den ehemaligen Privatschreiber des Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg, Dar es Salam, den Kaufmann Schmidt, jetzt in Bielefeld, wegen Auslieferung kopierter Geheimer Schreiben von großer politischer Bedeutung, welche Freiherr von Rechenberg für das Reichskolonialamt persönlich anfertigte, an ein Oppositionsblatt in Dar es Salam, zur Verwertung als Hetzartikel gegen Bezahlung, wegen Bestechlichkeit zu sechs Monaten Gefängnis.

Einen Straßenraub meldet man aus Syburg. Zwei Arbeiter vom Arbeitsnachweis Schwerte zum Steinbruchbesitzer Richter geschickt, wurden von verschiedenen Leuten verfolgt und ihrer Barschaft beraubt. Der Arbeiter Roßbach erhielt bei diesem Vorfalle eine schwere Schädelverletzung.

)(Eine Heimkehr.

Ein rätselhafter Fall, ein Roman aus dem wirklichen Leben, versetzt gegenwärtig Amerika in Aufregung. Ist der frühere Sträfling White, der sich jetzt als der verschollene und totgesagte Bankier Georg A. Kimmel ausgibt, wirklich der verlorene Sohn, der zur Mutter zurückkehrt? Das ist das Rätsel, über deren Lösung alle Zeitungsleser Amerikas sich den Kopf zerbrechen. Am Montag abend fand im Hause eines Vetters des Mr. Kimmel die Zusammenkunft zwischen dem wiederaufgetauchten Sohne und der greisen Mutter statt. Mit ausgestreckten Armen schritt der Mann, den seine Freunde auch die Newyorker Lebensversicherungsgesellschaft für das Opfer eines furchtbaren Irrtums erklären, auf das gebrechliche alte Mütterchen zu, Tränen füllten seine Augen, und er flüsterte: „Mutter, kennst Du Deinen Jungen nicht mehr?" Aber die greise Frau Kimmel wich mit weitaufgerissenen Augen vor dem Manne zurück, der sie in seine Arme schließen wollte, ihr Gesicht nahm einen harten und bitteren Ausdruck an, und sie erklärte nur kalt: „Nein, ich finde an diesem Manne keine wirkliche Aehnlichkeit mit meinem Sohn." Der Fall wird besonders kompliziert, weil der verschollene Bankier Kimmel seinerzeit regelrecht für tot erklärt wurde und weil die Lebensversicherungsgesellschaft den Hinterbliebenen des Verschollenen die beim Tode Kimmels fälligen 100 000 Mk. bereits ausgezahlt hat. Die greise Frau Kimmel wies auch sofort darauf hin, daß sie kein persönliches Interesse haben könne, die Identität des Mannes mit ihrem Sohne zu verleugnen, weil nicht sie selbst, sondern ihre Tochter die 100 000 Mk. Lebensversicherung erhalten habe. „Mein mütterlicher Instinkt würde sprechen, wenn es wirklich mein Sohn wäre. Aber wenn ich auf diesen fremden Mann blicke, den andere Leute als meinen Sohn erkennen, so fühle ich mich nur erschreckt und verwirrt." Der frühere Sträfling, der nur durch eine Verwechslung seiner Persönlichkeit unschuldig jahrelang im Gefängnis geschmachtet haben soll, erklärte nur kopfschüttelnd: „Ich habe meine alte Mutter von ganzem Herzen lieb, und ich vermag es nicht zu verstehen, wie sie jetzt darauf besteht, daß ich tot sein müßte." Die Mutter hat vor vier Jahren in Begleitung eines Vertreters der Lebensversicherung den Sträfling White im Gefängnis aufgesucht und dabei vor dem Versicherungsbeamten die Erklärung abgegeben, daß sie diesen Mann nicht kenne. White berichtet, daß er damals in einem unbewachten Augenblick ihr zugeflüstert habe: „Wie soll ich Dich nennen, wenn nicht Mutter?" „Sie sah mir in die Augen", erzählt der Heimgekehrte, „und flüsterte mir zu: „Nenne mich Mutter, wenn wir allein sind." In der Heimatstadt Kimmels haben sich zwei Parteien gebildet. Die einen behaupten, daß White unmöglich mit dem verschollenen Bankier identisch sein könne, die anderen aber, vielfach Jugendfreunde des Verschollenen, wollen ihn mit Gewißheit wiedererkennen. Der Arzt Dr. Bonine, ein Anhänger der Partei der Zweifler, weist darauf hin, daß er seinerzeit bei Kimmel eine Augenoperation vorgenommen habe, die eine Narbe zurücklassen mußte, diese Narbe sei aber bei White nicht zu finden. Und der Polizeichef der Stadt Niles erklärte: „Ich kannte Kimmel von Jugend auf, aber dieser Mann hat mich nicht wieder erkannt." Und ebenso bedächtig und kritisch urteilt der einstige Schullehrer: „Kimmel sprach ein korrektes Englisch, aber dieser Mann spricht ungrammatikalisch." Auf der anderen Seite aber stehen zahlreiche Bürger und Jugendfreunde, die auf den ersten Blick in White den verschollenen Kimmel wiedererkannt haben wollen. Der Direktor der Nationalbank, Joseph Wilson, legt für die Identität seine Hand ins Feuer: „Dieser Mann ist Kimmel, als er mich sah, begrüßte er mich sofort mit seinem altgewohnten Rufe: „Hallo Joe!" Und Dr. Brown behauptet: „Ich bin vollkommen überzeugt; er trägt auch am linken Unterarm die Initialen G. A. K. eintätowiert." Mit seinen alten Jugendfreunden hat der Wiederaufgetauchte von vergangenen Zeiten geplaudert, er erinnerte sich an tausend Dinge, die nur der wirkliche Kimmel wissen konnte: „Mir erzählte er ausführlich und mit allen Einzelheiten, was sich bei einer Logenversammlung ereignete, die ich vor 15 Jahren zusammen mit Kimmel besuchte", erklärt sein alter Freund Samuel Quiby. Aber noch wagt niemand, dem Urteil der Behörden vorzugreifen, die darüber zu entscheiden haben werden, ob dieser Mann, den die Jugendfreunde wiedererkennen und die eigene Mutter nicht erkennen will, wirklich der ist, für den er sich ausgibt.

:: Das prophezeite große Los.

Der große Preis der französischen Wohltätigkeitslotterie, der Gewinn von einer Million Franks, ist diesmal nach Marseille gefallen; die glücklichen Gewinner sind die Geschwister Fartaroli und ein Fräulein Bolloque, die sich erst nach langen Beratungen und Ueberlegungen dazu entschließen konnten, für 20 Frks. ein Los zu erstehen. Aber der Ankauf dieses Glückloses hatte eine besondere Vorgeschichte, die erst jetzt bekannt wird. Vor einigen Jahren besuchte Fräulein Bolloque mit ihrem Bruder, einem bekannten Geistlichen, Paris und dabei sprach sie auch bei einem Prediger vor, der sich in seinen Mußestunden mit Geheimwissenschaften beschäftigt. Der würdige Herr erklärte der jungen Dame aus Marseille: „Sie erwartet noch ein besonderer Glücksfall. Ehe zwei Jahre verstreichen, werden Sie plötzlich vermögend sein. Das Geld fließt ihnen weder von einer Erbschaft zu, noch werden Sie es verdient haben. Aber fragen Sie mich nicht mehr, ich habe Ihnen hiermit alles gesagt, was ich sagen kann. Jawohl, in zwei Jahren werden Sie Besitzerin eines hübschen Vermögens sein." Die Prophezeiung des würdigen Herrn setzte sich im Geiste des kleinen Fräuleins fest, sie beschloß, ein Los zu kaufen, und überredete Fräulein Candida Fartaroli und deren Bruder, die Spekulation mit ihr zu teilen. Alle drei hatten noch niemals Geld für ein Los ausgegeben, aber schließlich opferte jeder doch seine 6 Frks 70 Cent. Die Prophezeiung des geistlichen Herrn ist nun in Erfüllung gegangen, und die drei können sich die gewonnene Million teilen.

„Alles! Was nennst Du alles?" fragte Lothar mit verhaltener Stimme. Alice fuhr angstvoll zusammen.

„Geliebter, um Gottes willen, was willst Du damit sagen? Schon einmal machtest Du Andeutungen, dunkle, rätselhafte. . . . Und Du bist oft so ernst, was sinnst Du, was hoffst Du, was fürchtest Du?"

Sie schritten in einem ganz entlegenen, von Besuchern völlig leeren Teil des Stadtparkes dahin; ein Bach mit sehr abschüssigem Fall, der es verhindert hatte, daß sich eine Eisbrücke über den klaren Wellen bildete, schoß rauschend dahin. Sie standen einen Augenblick schweigend vor dem reizvollen Schauspiel.

„Alice!" sagte er dann.

„Ja, Bester?" Sie schmiegte sich fest an ihn.

„Ist Dir bei den letzten Worten Deines Bruders, die Du mir mitgeteilt, keine Ahnung gekommen?"

„Was meinst Du?" forschte sie.

„Ich habe darüber noch mit niemandem gesprochen, habe auch Egon's Witwe deshalb nicht mit Fragen belästigt, mir dauert das junge Ding, das wie ein erschöpftes Vögelein im Hause Deiner Schwester verweilt, aber ich denke, einmal müßte mit der Klarheit auch die Wahrheit an den Tag kommen."

„Die Wahrheit worüber?" fragte Alice hastig.

„Ueber Gregor Brandt's Tod, wegen dessen Deine Schwester unschuldig angeklagt wurde. Um es kurz zu sagen, ich bin in der Tat überzeugt, daß der Schuldige Dein verstorbener Bruder Egon war, daß er vor seinem Ende eine Beichte ablegen wollte."

„Nein, es ist nicht möglich!" Sie unterdrückte ein krampfhaftes Schluchzen.

„Aber es darf niemand wissen!" stöhnte Alice.

„Es ist nicht nur möglich, es ist gewiß!"

„Und ich meine das Gegenteil," sagte Dr. Haller fest.

„Denk' an die Mama, denk' an mich," weinte leise das junge Mädchen.

„Aber, Kind, keine Tränen," bat er. „Lassen wir denn die Sache ruhen!"

„Wir müssen es," sagte sie erschauernd, „wenn wir unser Glück nicht zerstören wollen, Lothar."

„Unser Glück?" fragte er erstaunt.

„Ja," war ihre zagende Erwiderung. „Wenn es wirklich so wäre, wenn Egon seinen Schwager erschossen hätte, wie könntest Du, ein hochangesehener Mann, der Schwester eines solchen Menschen die Hand reichen?"

Er blieb stehen und sah sie mit Blicken der heißesten Liebe an.

„Du goldenes, goldenes Herz. Denkst Du, ich könnte Dich lassen? Was gilt mir die Welt, wenn ich nur Dich, Dich habe!"

Und sie warf sich in seine Arme und hielt ihn umschlungen, bis ferne Schritte sie aus ihrer Versunkenheit aufstörten.

Dr. Lothar Haller saß in seinem Arbeitszimmer mit der Erledigung laufender Arbeit beschäftigt und war so bei der Sache, daß keine Ablenkung seiner Gedanken möglich war. Endlich war das Dringendste erledigt, und er tat aufatmend einige Schritte in dem geräumigen Gemach. Mit ruhiger Freudigkeit dachte er an Alice, die zusammen mit ihrer Schwester und Egons junger Witwe, die sich herzlich an ihre Schwägerinnen angeschlossen hatte, ein stilles Leben der beglückten Zufriedenheit führte. Die einzige Störung darin bildete der tägliche Besuch bei der Mutter. Die Frau Konsul hatte ihre älteste Tochter nach deren Freispruch nur einmal wiedergesehen; sie hatte selbst gebeten, die Besuche noch etwas auszusetzen, da diese als lebendige Erinnerung an die vergangenen schweren Wochen sie noch zu sehr aufregten. So ging denn Alice allein, und sie erkannte bald, daß die Erregung ihrer Mutter einen anderen Grund hatte, nämlich das Ausbleiben jeder Nachricht von Egon, das sich die Kranke natürlich nicht erklären konnte. Das junge Mädchen hatte immer noch gezaudert, die Mutter von dem jähen Tode ihres Lieblings zu unterrichten, weil dann auch seine Heirat mit einer Zirkuskünstlerin und seine traurige Laufbahn berichtet werden mußte, aber sie erkannte, lange werde sich die Mitteilung nicht mehr verschieben lassen, wenn nicht die wachsende Unruhe schlimme Folgen haben sollte.

Lothar war damit einverstanden, er hatte sich nur ausbedungen, daß seine Braut dann auch von ihrer eigenen Zukunft reden müsse. Von seinem Verdacht über die Beteiligung Egon's an dem Tode von dessen Schwager Brandt hatte er nicht wieder gesprochen, aber verschwunden war der Argwohn nicht, er vertiefte sich vielmehr. Aber um Alice's willen mochte die Angelegenheit denn mit dem Schleier des Stillschweigens bedeckt sein.

Es klingelte am Telephon. Es war der Geheimrat Weener, der sich erkundigte, ob sein junger Kollege eine viertel Stunde Zeit zu einer privaten Besprechung habe. Dr. Haller erklärte sich sofort bereit, den Fragenden aufzusuchen, aber der Geheimrat spra chzurück, er komme gern dorthin.

Und bald erschien er auch und ging nach einigen allgemeinen Worten auf den Gegenstand seines Besuches ein. Seine Tochter Erna hatte dem sehr beschäftigten Vater, der sich wenig um Zeitungs-Notizen bekümmerte, eine Lokalzeitung übergeben, in der sich in formell unanfechtbaren Worten, bei denen der Leser aber viel mehr sich denken konnte, als wirklich zu lesen war, eine kleine Plauderei darüber gebracht, wo Gott Amor liebende Herzen zusammenführt. Als eine besonders interessante Tat-

Der biedere Schwabe und der badische Eisenbahnschaffner.

In der „Straßburger Post" stand das folgende wahre Geschichtchen: Fährt da jüngst ein biederer Schwabe in den 30er Jahren, der aber Herz und Mund auf dem richtigen Flecke hat, von Stuttgart nach Baden-Baden. Er überhört die Station Oos und fährt zunächst sorglos landaufwärts. Kurz vor Appenweier sieht er unruhig zum Fenster hinaus und bemerkt dann zu dem vorübergehenden Schaffner: „Eigentlich müßte mer jetzt doch bal 's Tal ume fahre." „Wohin geht denn Ihre Fahrkarte?" fragte der Schaffner. „I fahr nach Bade-Bade." Der Schaffner setzte nun dem erstaunten Bauern auseinander, daß er in Oos hätte umsteigen müssen, er deshalb von Appenweier nach Oos zurückfahren und die Hin- und Rückfahrt natürlich bezahlen müsse. In Appenweier wurde er dem diensttuenden Beamten vorgeführt. Der Schwabe machte ein langes Gesicht und fing schließlich gegen den unschuldigen Schaffner an zu wettern, „der ihn eigentlich in Oos hätte in den Badener Zug setzen müssen". Ein Wort gab nun das andere, der Schaffner zahlte die schwäbischen Höflichkeiten mit gleicher Münze heim, bis er dann, um der Debatte ein Ende zu machen, mit einem Seufzer der Entschuldigung meinte: „Es isch jo allbekannt, daß d' Schwobe erscht mit vierzig Johr g'scheit werde." Auf eine solche Beleidigung war der gute Schwabe doch nicht gefaßt, und auf seinen Zügen las man deutlich die Unschlüssigkeit, ob er sich das ruhig gefallen lassen oder mit einer guten schwäbischen Ohrfeige heimzahlen solle. Der Schaffner mochte wohl die Katastrophe ahnen; denn er fuhr alsbald mit freundlicher Miene fort: „Und wisset Se, was mer aus selle macht, die mit vierzig Johr immer no net g'scheit worde sind?" „Jo, freili," erwiderte schlagfertig der Bauer, bevor der Schaffner seine Weisheit ausgraben konnte, „lauter badische Eisenbahnschaffner!"

Allerlei.

Das Luft-Kriegsschiff. Von einem solchen kann man jetzt sprechen, nachdem das neue Militärluftschiff nach Zeppelinschem Typ armiert worden ist. Das neue Luftschiff sieht den Motorgondeln eine Anlage, in der sich ein Maschinengewehr unterbringen läßt. Außerdem sind Behälter ist 138 Meter lang; es besitzt statt der Passagierkabine zwi für eine ganze Anzahl von Bomben vorgesehen. Auch ist auf dem Rücken des Luftschiffs eine Plattform eingerichtet worden, auf der ebenfalls ein Maschinengewehr Aufstellung findet, sodaß also auch eine Verteidigung nach oben stattfinden kann. Außerdem ist die Besatzung noch mit Gewehren ausgerüstet.

Eine nette Abfindung. In diesem Jahre sind es hundert Jahre, daß im Großherzogtum Baden die Ablösung der Fürstlich Thurn und Taxisschen Lehensposten und die Errichtung eigener Landesposten erfolgte. Als Entschädigung wurde dem damaligen Fürsten von Thurn und Taxis eine Leibrente von 10 000 Gulden und dem Hause Taxis eine Jahresrente von 25 000 Gulden bewilligt, die vom Jahre 1871 an von der Reichspostverwaltung jährlich zu zahlen ist. Von 1811—1911 beträgt dies die nette Summe von zweizweidrittel Millionen Gulden, die mit Zins und Zinseszins gegen 10 Millionen Gulden ausmacht. Preußen zahlte dem Fürsten von Thurn und Taxis 1867 drei Millionen Taler, Württemberg 1851 1½ Millionen Gulden, Bayern 1808 eine ähnliche Summe in bar und gewährte noch eine Anzahl Domänengüter, und ebenso hat Sachsen seiner Zeit eine ansehnliche Entschädigung gezahlt.

Drei Kinder in Abwesenheit der Mutter schwer verunglückt. Als die Witwe Hämmerlein in Berlin mit ihrem ältesten Sohne am Sonntag morgen 7 Uhr von einem Rekrutenabschiedsball zurückkehrte, fand sie ihre drei jüngsten Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen, die sie ohne Aufsicht in der Wohnung zurückgelassen hatte, besinnungslos in den Betten liegend vor. Es war vergessen worden, den Gashaupthahn zu schließen. Der Hahn am Küchenherd stand offen und aus diesem war über Nacht Gas entströmt. Die Kinder wurden in das Krankenhaus übergeführt. Alle drei befinden sich in Lebensgefahr.

Ein schwerer Betriebsunfall, bei dem ein Arbeiter getötet wurde, ereignete sich in der Maschinenfabrik von Gebauer in Berlin. Dort sollte mit einem Krahn eine schwere Eisenplatte hochgewunden werden. Als sich der Krahn kaum in Bewegung gesetzt hatte, rutschte die Platte plötzlich aus der Verseilung heraus und stürzte herab. Sie traf den untenstehenden Arbeiter und begrub ihn unter sich. Obgleich Hilfe schnell zur Stelle war, konnte der Verunglückte doch nur als schrecklich verstümmelte Leiche hervorgezogen werden.

Ein Millionen-Prozeß. Die Stadt Berlin ist verurteilt worden, an die Gemeinde Rixdorf Beiträge zu den Unterhaltungskosten der Rixdorfer Schulen im Betrage von 1 980 000 Mark zu zahlen. Berlin will jedoch gegen dieses Urteil Berufung beim Oberverwaltungsgericht einlegen.

Schweres Unglück. Als die Putbuser freiwillige Feuerwehr zur Hilfeleistung beim Brande eines Wohnhauses anrückte, brach die Achse eines Löschwagens. Die Feuerwehrleute wurden herausgeschleudert und teils schwer, teils leicht verletzt. Der zweite Führer der Wehr, Gastwirt Hintze, erlitt einen Schädelbruch und war sofort tot.

Vom Schnellzuge getötet. Auf dem Bahnhof Bebra wurde die Gesellschafterin Berger aus Kassel, die mit dem Zuge von Leipzig gekommen war, beim Ueberschreiten des Gleises vom Schnellzug erfaßt und getötet.

Eine Familientragödie. In Herzberg im Harz erschoß der 21jährige verheiratete Barbiergehilfe Cludius in der Wohnung seiner Schwiegereltern seine Frau, verletzte die Schwiegermutter und sein eigenes Kind durch Revolverschüsse schwer und erschoß sich dann selbst. Ursache waren Familienzwistigkeiten.

7000 Mark unterschlagen. Nach Unterschlagung von 7000 Mark Lohngeldern ist ein 20 Jahre alter Kaufmann in Bad Nauheim, der an dem Neubaubureau der Eisenbahn beschäftigt war, flüchtig geworden.

Unwetter in Tirol. In vielen Teilen Tirols herrschte Unwetter mit starken Schneefällen. Im Pustertale reicht der Schnee bis zur Talsohle herab. In Meran und Umgegend richtete der Sturm großen Schaden an den Obstkulturen, den Telegraphen- und Telephonleitungen an. Zahlreiche Hausdächer wurden beschädigt. Die Stilfferjochstraße ist nur teilweise befahrbar. Die Ferdinandhöhe liegt tief im Schnee. Ein Automobil ist dort eingeschneit. Vorgestern war das Wetter besser.

Ein seltsamer Sammler. In Gent ist ein Rentier gestorben, der seinen Erben eine der seltsamsten Kollektionen hinterlassen hat, die es gibt: eine Kollektion von Knöpfen. Der Mann hat mit einem wahren Bienenfleiß Knöpfe gesammelt, aus der Zeit vom 9. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Sammlung wird mit 200 000 Franken bewertet, hat aber ihrem Urheber jedenfalls die doppelte Summe gekostet. Man findet da Knöpfe aller Regimenter der europäischen Staaten, Knöpfe von den Kleidern Karls des Großen bis zu den Knöpfen von der Uniform Napoleons 1., Knöpfe aus Holz, Elfenbein, Glas, Kupfer, Zink, Silber, Gold und Diamanten. Eine originelle Kollektion, die nun auf einen Liebhaber wartet.

Den Vater aus dem Hinterhalt erschossen. Nach einer Pariser Meldung erschoß der 18jährige Sohn des Barons Couvrigny bei Falais in der Normandie seinen Vater, als dieser im offenen Wagen die Landstraße einherfuhr, aus dem Hinterhalt. Baron Couvrigny stand im 49. Lebensjahre und war in der Gegend hochgeachtet. Der Sohn gab an, daß er auf Anstiften seiner Mutter gehandelt habe, die neben ihm gestanden hätte, während er den mörderischen Schuß aus dem Hinterhalt abgab. Das Motiv der Tat ist der Haß der liederlichen Mutter und des ebenfalls liederlichen Sohnes gegen den Vater, dem sie seine Strenge und Sparsamkeit nicht verzeihen konnten. Mutter und Sohn wurden verhaftet.

Die „Olympic". Die Taucher haben die Untersuchung des Schiffskörpers der „Olympic" beendet und dem Vernehmen nach auch unterhalb der Wasserlinie ein klaffendes Loch gefunden. Das Schiff, welches einen Tiefgang von über 35 Fuß hat, wird bedeutend erleichtert werden müssen, um in den Hafen von Belfast gelangen zu können.

Das böse Beispiel. In Schottland ist das Ablesen geschriebener Kanzeltexte stark verbreitet. Manchmal aber stößt diese Gepflogenheit doch auf Widerstand; so wars bei einer schottischen Gemeinde. „Der Geistliche machte bei seiner Predigt einen sehr ausgiebigen Gebrauch vom Manuskript, was den Gemeindegliedern nicht zusagte. Sie sandten daher eine Abordnung, die das dem Pfarrer zu Gemüte führte. Der Geistliche setzte den Herren auseinander, daß sein Gedächtnis einer Nachhilfe bedürfe, und daß er beabsichtige, sich einer solchen in der gerügten Weise auch ferner zu bedienen. Der Sprecher der Abordnung schüttelte mißbilligend den Kopf. „Aber, Hochwürden", sagte er in bedenklichem Tone, „wenn Sie selbst Ihre eigene Predigt so vergessen, können Sie uns doch keinen Vorwurf machen, wenn wir hierin Ihrem Beispiele folgen!"

Infolge eines alten Aberglaubens ereignete sich in der Nähe von Kronstadt ein schweres Unglück. Es badeten bei dem Dorfe Basard 20 junge Mädchen auf den Rat des Popen um Mitternacht im Allotafluß. Dieses Baden sollte imstande sein, den Mädchen im nächsten Jahre zu einem Manne zu verhelfen. Der reißende Fluß trieb die Mädchen fort, nur zwei konnten gerettet werden, 18 ertranken.

Entsetzliche Katastrophe an einem Bahnübergang. In Neuhun im Staate Wisconsin wurde ein Leiterwagen mit 32 von einer Hochzeit heimkehrenden Personen an einer Straßenkreuzung von einem Eisenbahnzuge erfaßt. 13 Personen wurden sofort getötet, 8 schwer verwundet; von den Verwundeten liegen drei bereits im Sterben. Der Besitzer, der selbst kutschierte, und einige andere Personen blieben unverletzt. Ein Anschlagsbrett, Staub und Nebel verhinderten den Lokomotivführer und den Kutscher, sich gegenseitig zu verständigen. Die Hochzeitsgesellschaft bestand zumeist aus Polen. Die Toten sind bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Sechs von ihnen wurden unter der Lokomotive aufgefunden. Mehrere Personen wurden gegen eine in der Nähe stehende Hütte mit solcher Gewalt geschleudert, daß die Holzwände durchbrachen.

Die englischen Stoffe. Eine gute Antwort gab die Anpreisung englischer Stoffe durch ein Herrenmodengeschäft ein Reichstagsabgeordneter, indem er schrieb: „In Ihrer mir übersandten Anpreisungsschrift betonen Sie fast auf jeder Seite mehrmals, daß Sie alle Anzüge aus prima echt englischen Stoffen liefern. Darauf erwidere ich ergebenst, daß das für mich keine Empfehlung Ihres Geschäfts ist. Die deutsche Textilindustrie ist vollkommen in der Lage, jeden Anspruch an Herrenanzüge zu erfüllen, und selbst wenn sie in Einzelheiten der englischen noch unterlegen sein sollte, würde ich in Deutschland gefertigte Stoffe vorziehen".

Aus der Zitronenheimat.

Italien besitzt unter den europäischen Ländern noch immer nahezu ein Monopol in der Lieferung von Zitronen, obgleich Amerika im Welthandel in einen scharfen Wettbewerb einzutreten begonnen hat. Nach einer Schätzung des „Tropenpflanzers" gibt es in Italien rund 8½ Millionen Zitronenbäume, davon allein 7 Millionen auf Sizilien. Da ein einziger Baum zwischen 800 und 1200 Früchte zu bringen vermag, gelegentlich sogar bis zu 2000, so werden Ernten von außerordentlicher Höhe erreicht. Im Jahre 1907 lieferten Sizilien und Calabrien fast 7 Milliarden Stück Zitronen. 1910 belief sich die Zitronenausfuhr Italiens auf rund 2 583 000 Dutzend im Gesamtwert von fast 20 Mill. Mark. Die Zitronenbäume blühen in Süditalien im April und Mai, und die Ernte fällt zumeist auf Anfang Oktober. In beiden Hinsichten aber sind große Unterschiede vorhanden, und man trifft blühende Zitronenbäume fast zu jeder Jahreszeit. In der Gegend um Neapel, also weiter nördlich, findet die Ernte gewöhnlich erst anfangs Februar statt. Ueberhaupt aber wird sie nicht innerhalb kurzer Zeit vollzogen, sondern man läßt die Früchte zumteil ohne Schaden noch länger an den Bäumen, und in manchen Gegenden kann man Zitronen während des ganzen Jahres pflücken. Im Handel sind verschiedene Bezeichnungen gebräuchlich. Außer den eigentlichen Limonen gibt es Grünlinge, Bastarde usw. Beim Pflücken leistet ein Arbeiter täglich das Einsammeln von 5000 oder gar bis 12 000 Stück, beim Einpacken bis zu 70 Kisten. Das Holz für diese ist Eichenholz, das besonders aus Amerika eingeführt wird. Deutschland führt jetzt etwa 272 000 Dutzend Zitronen jährlich aus Italien ein.

Heiteres.

Vielsagend. Bezirksamtmann: „Wie die von Ihnen eingesandte Statistik ausweist, kam in Ihrem Orte innerhalb Jahresfrist keine einzige Beleidigungsklage zum gerichterlichen Austrag. Da hatten Sie also mit ihren Sühneversuchen ein besonderes Glück?" — Bürgermeister: „Jawohl, gleich mit dem ersten, seitdem traut sich kein Mensch mehr zum Sühneversuch zu mir!"

Auch eine Sehenswürdigkeit. Sommerfrischler: „Garnichts ist hier los, nicht einmal eine italienische Nacht oder so was!" Bürgermeister: „Was wollens denn, hab'n mir nit erst an Waldbrand g'habt?"

Von der Hochzeitsreise. (Schüttelreim). Ich fuhr mit ihm noch keine Meile, — Da kriegte ich schon meine Keile.

Aus der guten alten Zeit. Hauptmann für sich, als er im strömenden Regen an einem Schilderhaus vorbeikommt: „Wann der jetz naus kommt zum Grüaßen, geh i halt nein un wart den Regen ab." Als er vorbeikam, bleibt der Soldat im Schilderhaus stehen und grüßt. Hauptmann: „Warum kommst net naus, wannst grüaßt?" — Soldat: „I mog net!" — Hauptmann: „Warum net?" — Soldat: „Weils regnet!" — Hauptmann: „I bin doch a im Regen!" — Soldat: „Du willscht aber auch nein, wenn i naus geh!"

---

sache war da angegeben, daß ein Geschworener aus einem noch nicht weit zurückliegenden Sensationsprozeß und eine nahe Angehörige der Angeklagten, die sich in dem ernsten Heim der Göttin Themis gesehen, wahrscheinlich bald die Hand zum ewigen Bunde reichen würden. Namen waren nicht genannt, aber es war in einer mit allerlei Andeutungen gespickten Schlußbemerkung hervorgehoben, wie schätzenswert es sei, wenn auch Personen der besten Gesellschaftskreise mit dem Vorurteil brächen, das leider so oft gegenüber Mitglieder einer Familie gehegt werde, von welchen ein Angehöriger, wenn auch ganz unschuldig, die Beachtung der Staatsanwaltschaft gefunden hätte.

„Bitte, wollen Sie einmal diese Zeilen lesen, lieber Herr," sagte der Geheimrat; „es erscheint mir nicht wert, ein solches Geklatsche zu beachten, aber es ist gut, davon für gewisse Fälle Notiz zu nehmen. Nach einigen Einstreuungen in dem Texte dürfte das Machwerk Ihnen gelten."

Wie ein Blitz durchzuckte die Erinnerung an die Begegnung mit Friedrich Lambert den Kopf Lothar's; der erboste Herr hatte entweder einem Zeitungs-Reporter das Zusammentreffen mitgeteilt und der hatte dann die Ausarbeitung besorgt, oder er hatte öffentlich davon erzählt, und die Geschichte war dann weiter getragen worden.

Dr. Haller lächelte, als er den gespannten Blick des Geheimrates auf sich gerichtet sah: „Das scheint eine kleine Bosheit eines Geschworenen-Kollegen aus den Schwurgerichts-Verhandlungen zu sein. Der betreffende Herr war fast regelmäßig anderer Ansicht, wie ich, und da hat mehr als einmal ein Wort das andere gegeben. Mich bekümmert es nicht weiter." Damit gab er die Zeitung zurück.

„Sie räumen also ein, daß diese Zeilen Ihnen gelten sollten?" fragte der Geheimrat rasch.

„Es ist möglich, daß ein anderer gemeint sein kann, aber was an tatsächlichem Inhalt hier steht, würde allerdings auch auf Fräulein Alice Wedenfeld, meine Braut, und auf mich passen. Verzeihen Sie, Herr Geheimrat," setzte er hinzu, als er merkte, wie der gute Herr doch recht erstaunt dreinschaute, „daß ich Ihnen von meiner beabsichtigten Vermählung nicht bereits Mitteilung gemacht habe, aber die ernste Krankheit der Frau Konsul Wedenfeld und andere Privatverhältnisse ließen es uns erwünscht erscheinen, die Verlobung vor der Hand für uns zu behalten. Und ich darf Sie wohl bitten, diese Angelegenheit als eine Vertrauenssache zu behandeln."

„Aber selbstredend", antwortete der Geheimrat warm, seine wahrhaft vornehme Gesinnung verscheuchte in diesem Augenblick alle Bedenken, welche ihm seine Tochter einzuflößen gewußt hatte, „doch meinen herzlichen Glückwunsch für Ihre Braut und Sie müssen Sie annehmen. Sie wissen doch, wie nahe Sie meiner Familie stehen, mit welcher Teilnahme wir alles begleiten, was Sie betrifft." Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Und dies Blatt?" fragte Lothar nun lächelnd.

Diese kleine Frage brachte den Geheimrat aus dem Himmel seiner freundschaftlichen Empfindung auf die nüchterne Erde zurück. Ja, er war doch nicht gekommen, um seinen jungen Kollegen zu beglückwünschen, im Gegenteil wollte er ihn auf gewisse Bedenken aufmerksam machen! Und ob seiner Tochter Erna Teilnahme für diese Braut so groß war, das durfte nach ihren früheren stillen Wünschen wohl bezweifelt werden. Nur die Frau Geheimrätin war gewiß sehr einverstanden mit der Wahl Lothars, konnte sie doch jetzt an einen Schwiegersohn mit klangvollem Namen, wie ihr Herz es wünschte, denken.

„Ja so, die Zeitungsnotiz", meinte der Geheimrat leicht verlegen. „Nun ja, meinen persönlichen Standpunkt habe ich Ihnen ja bereits mit meinem Glückwunsch ausgesprochen. Aber da, da . . .", er hustete, „wäre doch noch etwas anderes zu bemerken. Sie kennen doch den Präsidenten unseres Aufsichtsrates und wissen, daß er seine Vorurteile hat. Nun sollen Sie, lieber Doktor, wie Sie ja wissen, bald mich ersetzen, und da wird natürlich auch ein regerer gesellschaftlicher Verkehr mit dem Präsidenten selbstverständlich. Ja, hm!"

„Was hat das mit meiner Verlobung oder Vermählung zu tun?" fragte Lothar verwundert. „Sollte meine spätere Gattin nicht für würdig erachtet werden, von dem Herrn Präsidenten und seiner Frau Gemahlin empfangen zu werden, nun, so würden wir das zu ertragen wissen."

„Wer spricht von Fräulein Alice Wedenfeld?" fiel der Geheimrat rasch ein. „Sie ist eine Dame, dasselbe auch ihre Frau Schwester, Frau Hertha Brandt, wenngleich . . . nun, Sie wissen, was ich sagen will, und jedenfalls ist die Sache erledigt. Aber . . . da ist ein Bruder, von dem in jenem Prozesse die Zeugin Frau Stöppner eben nicht sehr Rühmenswertes berichtet hat. . ." Er wischte sich mit seinem seidenen Tuche den Verlegenheitsschweiß von der Stirn.

„In der Tat, das war keine freundliche Charakterzeichnung, die da bekannt wurde," versetzte Lothar ernst. „Aber . . .", es fiel ihm doch peinlich, dies zu konstatieren, „jener Egon Wedenfeld sollte nach Amerika gegangen sein, ist . . . seit Monaten verschollen, vielleicht also gar nicht mehr am Leben."

„Wissen Sie das Letztere bestimmt?" forschte Herr Weener eifrig.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Blumenschmuck. „Sie haben ja den ersten Preis gekriegt für die schönste Geranie?" — „Ja, mein Mann hat grad mit seiner roten Nase zwischen den Blumenstöcken durchg'schaut!"

Ein sparsamer Hausfrau nimmt Kathreiners Malzkaffee.

Ihr Schaden macht's nicht!

Flügel Ibach Pianos

Neuerweg 38-42 BARMEN Neuerweg 38-42

Achtung! Achtung!

50,000 Paar Schuhe
4 Paar Schuhe nur für Mk. 8.50.

Wegen Zahlungsstockung mehrerer großen Fabriken wurde ich beauftragt, einen großen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedermann **2 Paar Herren- u. 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe,** Leder braun oder schwarz, galoschiert mit stark genageltem Lederboden, hocheleg. neueste Fasson, Größe Nr. Alle 4 Paare kosten nur 8.50 Mk. Versand per Nachnahme.

J. Gelb, Schuh-Export, Neu-Sandez Nr. 399.
Umtausch gestattet auch Geld retour. 22

Zum Reese Preisausschreiben

10000 Mk. 18. Inserat

„Backwunder"

ist das neue Universalbackpulver, mit dem der Kuchen sicherer als mit Hefe und anderen Backpulvern gerät und außerdem noch tagelang frisch und saftig bleibt!

Reese Puddingpulver

Nahrhaft Gesund

für Nerven- und Knochenbildung

Reese Vanillin-Zucker — Reese Gesellschaft Hameln — Reese Salicyl

„Everclean" die abwaschbare Leinen-Dauerwäsche, trägt heute jedermann. Kein Gummi, sondern richtige, genähte Plättwäsche, abwaschbar präpariert. Nach Abwaschen mit Wasser sofort wieder gebrauchsfertig. Jeder Stehkragen 1 M. Manschetten und Vorhemdchen in weiß und bunt. Man verlange kostenlos Katalog. 5900

Georg Gentz, Stettin, Herrenartikel.

Schon über hunderttausend Räder
Hab' ich verkauft; da sagt wohl jeder:
„Das könnt' der Mann doch nimmermehr,
Wenn er nicht gut und billig wär!"



Daß man bei mir gut und billig bedient wird, beweisen die vielen Anerkennungsschreiben u. der bisherige Absatz von

über 100000 Fahrräder und Nähmaschinen

Wer meine Waren einmal kennen gelernt hat, weiß, was man sparen kann, wenn man von meiner Firma kauft, die ihren Betrieb in einer kleinen Stadt hat. Alle Unkosten wie Löhne, Gehälter, Grundstücke usw. sind niedriger und die Tausende, die ich dadurch spare, kommen meinen Kunden zu gute. Ich trage alle, alle Versandkosten, keinen Pfennig haben Sie dafür zu zahlen. Nichtgefallendes tausche ich um, oder zahle das Geld heraus. Katalog sende ich an jeden kostenlos.

Edelweiß-Decker in Deutsch-Wartenberg

Tüchtige Former
für
Grau- und Stahlguß
finden lohnende und dauernde Beschäftigung. 42
G. & J. Jaeger
G. m. b. H.,
Elberfeld-Varresbeck.

Ein junger
Schuhmachergehilfe
findet dauernde angenehme Beschäftigung. 6020
Welper, Gartenstadt Hüttenau,
Gartenstraße 27.

Tüchtiger, selbständiger
Schreinergeselle
bei hohem Lohn und dauernde Beschäftigung sofort gesucht.
Baugeschäft Wwe. Jul. Hilgenstock,
Herbede. 6067

Ein Elektromonteur
sofort gesucht. I 1096
Grebe,
Linden-Ruhr, Königstraße 33.

Geübte
Maschinenschreiberin,
flotte Stenographin, auch mit übrigen Büreauarbeiten vertraut, zum 1. Oktober gesucht.
Angebote mit Gehaltsansprüchen und kurzem Lebenslauf an **Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Bauabteilung Hattingen,** Gasthaus „Zur Lembeck". 6040

Zum 1. Okt. suche 2 tüchtige
Mädchen,
welche in allen Hausarbeiten erfahren und schon in besseren Häusern gedient haben und Ia. Zeugnisse aufweisen können.
Frau K. Steinberg,
Gelsenkirchen III, Festweg 11

Bekanntmachung.

Als von dem Herrn Regierungs-Präsidenten in Arnsberg ernannter Kommissar fordere ich alle beteiligten Handwerker des Stadt- und Landkreises Bochum, Stadt- und Landkreises Dortmund, Stadt- und Landkreises Hörde, Stadt- und Landkreises Hamm, Stadtkreises Herne, Stadt- und Landkreises Gelsenkirchen, Stadtkreises Witten, Kreises Hattingen, Stadt- und Landkreises Hagen, der Kreise Schwelm, Lippstadt und Soest zur Abgabe ihrer Aeußerungen für oder gegen die Errichtung einer Zwangs-Innung für das Photographen-Gewerbe für die oben aufgeführten Bezirke auf.

Diese Aeußerungen sind entweder mündlich in der Zeit vom 29. **September 1911 bis 13. Oktober 1911** von vormittags 9—1 Uhr und von nachmittags 3—5 Uhr auf Zimmer 26 des städtischen Verwaltungsgebäudes, Viktoriastraße 6, in Bochum anzubringen oder schriftlich in der vorgenannten Zeit dem Unterzeichneten einzureichen. 6120

Es wird bemerkt, daß nur solche Erklärungen, welche erkennen lassen, ob der Erklärende der Errichtung der Zwangs-Innung zustimmt oder nicht, gültig sind und daß nach Ablauf des obigen Zeitpunktes eingehende Aeußerungen unberücksichtigt bleiben.

Die Abgabe einer Aeußerung ist auch seitens derjenigen erforderlich, welche den Antrag auf Errichtung einer Zwangs-Innung gestellt haben.

Bochum, den 21. September 1911.

Der Kommissar: Graff, Oberbürgermeister.

Atelier
für moderne Grabmalkunst
Wilh. Peters,
Bildhauer.
Hauptgeschäft Königssteele.

Niederlage: Kray, Hauptstr., Köln, Südfriedhof.
Gegründet 1857. Fernsprecher 4127.



Grabsteine

in moderner kunstgerechter sowie in einfacherer Ausführung sind stets in grösster Auswahl vorrätig! Original-Zeichnungen werd. auf Wunsch gern zur gefl. Ansicht zugesandt, wie solche auch bei mir einzusehen sind. Kostenanschläge und Entwürfe für Erbbegräbnisse werden bereitwilligst angefertigt und nicht berechnet. Für Wetterbeständigkeit und Haltbarkeit aller Lieferungen und ausgeführten Arbeiten übernehme ich dauernde Garantie.

Zöpfe von feinstem Naturhaar
langjährige Garantie für Farbe und Verarbeitung
von **6.75 Mk.** an
Hornfecks Frisur-Einlagen „Naturell"
Hornfecks jüngste Neuheit: Puppen-Perücken
aus echten Haaren — **konkurrenzlos**
Tiroler-Frisuren sowie alle erdenklich. **Toilette- und Frisier-Artikel** in größter Auswahl
vorteilhaft und billig im r 122
Friseurgeschäft für Damen u. Herren
Heinrich Hornfeck, Steele
Berlinerstrasse 13.

Hermann Eveking,

Architekt, Sparkassentaxator, Bausachverständiger,
Henglerstrasse 27, **Steele,**
in den Ruhranlagen. Nähe **Station Steele-Süd,**
fertigt spez. k 115
Projekte, Bauleitung zu modernen Wohn- u. Geschäftshäusern, industrielle Anlagen, Abrechnungsrevisionen p. p.
prompt und korrekt. Fernruf Amt Essen 2841.

Beamter (Assistent), 29 J., ev., wünscht Bekanntsch. mit nett. häusl. erzog. Dame (musiklieb.) zw. sp. Heirat. Etw. Verm. erw., jed. nicht erforderl. Strengste Verschwiegenheit zugesichert. Offerten unter **W. S. 5902** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Hattingen erbeten.

Heiratsgesuch. 6059
Witwer, ev., mit 2 Kindern wünscht m. häusl. erz. Mädchen, 30—40 J., in Briefw. zu treten zw. bald. Heirat. Briefe unt. **P, K, 100 postl. Langenberg-Rhld.**

Technikum Hochbau-, Maschinenbau-, Zieglerschule, Heizerschule,
Elektroschule. **Lemgo i. L.**
Beginn Ende Okt. Vorunterr. Anfang Okt. Satzungen kostenfrei 10



Bauschule Rastede (Oldbg.)
Meister- u. Polierkurse.
Vollständ. Ausbildung i. 5 Mon.
82) Ausführl. Progr. frei.

Von der Reise zurück.
Dr. Mayweg jr.,
Augenarzt, 5986
Hagen i. W., Bahnhofstr. 48.

Von der Reise zurück! 6132
Dr. Schmücker
Spezial-Arzt für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden
Gelsenkirchen.

Miet-Pianos
grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe
Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.
1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten **Förstertabak** für M. 4.25 frk. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. **Jagd-Kanaster** m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. **holländ. Kanaster** mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. **Frankfurter Kanaster** m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Mutterschafts-Kasse
(konkurrenzlos) sucht
Haupt-u. Generalvertreter
auch im Nebenerwerb, gegen hohe Bezüge. Schriftl. Off. auch v. Nicht-Versicherungsfachleuten erb. unt. H. 4254 **Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin W. 8.** 6048

Überzeugen Sie sich, daß die **Deutschland-Fahrräder**



In der Qualität **die besten,** dabei im Preise **außerordentlich billig** sind. Verlangen Sie gefl. kostenfrei illustr. über 600 Seiten starke u. 23×35 cm. große Preisliste, die reichhaltigste auf diesem auch über Radfahrer-, Auto- und photogr. Bedarfsartikel, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musik- und Goldwaren etc. von
August Stukenbrok, Einbeck 15
Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Strickmaschinen 6038
mit Arbeit liefert Otto Müller, Magdeburg, Lüneburgerstr 19.

Kopfläuse
mit Brut vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist.** Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Tausende v. Anerkennungen. Flasche 50 Pf. In Drogerien und Apotheken.

Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf die Bezeichnung **Goldgeist** W. Z. 75198.

Minister Sydow über den Bergbau.

Ueber den Staats- und Privatbetrieb im Bergbau äußerte sich der Handelsminister Sydow in Breslau in einer längeren Rede bei der Feier, mit der das dortige neue Oberbergamtsgebäude eingeweiht wurde. Nach einem Rückblick auf die Geschichte des schlesischen Bergbaus führte der Minister aus:

„Wie die staatlichen Gruben, so hat sich auch der Privatbergbau kräftig entwickelt, der hier, begünstigt durch die besondere Rechtslage, von jeher in starken Händen lag. So ist der schlesische Bergbau der Typus der Mischung von staatlichen und privaten Betrieben geworden, während im Harz und im Saarrevier der reine fiskalische Betrieb, im Ruhrrevier dagegen bis vor kurzem nur der Privatbetrieb bestand. Da liegt die Frage nahe: wie hat sich das Nebeneinanderbestehen der staatlichen und privaten Betriebe hier bewährt; welche Wirkungen hat es für die Bergbautreibenden und für die Verbraucher gezeitigt? Ich glaube, man darf sagen, daß alle Teile mit dieser Zweiteilung zufrieden sein können. Ist es eine Eigenheit aller staatlichen Betriebe, daß sie sich wegen der Besonnenheit des staatlichen Finanz- und Etatswesens nicht mit gleicher Elastizität den steigenden Anforderungen der Konjunktur anpassen können wie die Privatbetriebe, so tritt hier der ausgedehnte Privatbergbau ausgleichend ein. Andererseits hat der staatliche Bergbau auf die Preisgestaltung hinreichenden Einfluß gewonnen, um Klagen über eine Benachteiligung der Verbraucher Abhilfe zu schaffen. Vor allem aber kommt es auch den Privatbetrieben zustatten, daß der Staat an seinem eigenen Körper Freud und Leid mitfühlt und mittragen muß, die den gesamten Bergbau — auch in der Form staatlicher Anordnungen oder Unterlassungen — treffen. In dem Verhältnis zwischen dem staatlichen und dem privaten Bergbaubetrieb erhält das Solidaritätsgefühl, das ohnehin den Bergbau auszeichnet, eine weitere Stärkung. Besonders erfreulich ist es auch, daß es bei der erst neuerdings wieder verlängerten Kohlenkonvention gelungen ist, für das wirtschaftliche Nebeneinanderarbeiten der staatlichen und der privaten Betriebe eine nicht zu starre Form zu finden, die in Verbindung mit der bestehenden Verkaufsorganisation beiden Teilen gerecht wird und auch das Interesse der Verbraucher nicht außer acht läßt."

C. Die Rache der Patti.

Von dem amüsanten Fall, daß ein Impresario seinen eigenen Sänger auspfeifen läßt, erzählt Jos. J. Schürmann in seinen in den Annales veröffentlichten Lebenserinnerungen, einige Einzelheiten. Schürmann hatte ein gemeinsames Gastspiel der Patti mit dem einst berühmten Tenor Roberto Stagno in Barcelona arrangiert. Die Traviata sollte gegeben werden; im letzten Augenblick aber wagte der im Grunde nicht sehr stimmbegabte Stagno es nicht, als Alfredo vor das Publikum zu treten, das erst kurz vorher die prachtvolle Leistung des Tenors Gayarree in dieser Rolle bewundert hatte. Stagno sagte ab. Um die Vorstellung nicht zu gefährden, überredete Schürmann mit Hilfe von drei Tausendfrankscheinen den sehr geizigen Mann der Patti, den ehemaligen Tenor Nicolini, für Stagno einzuspringen. Die Aufführung fand statt, es gab einen Theaterskandal, und zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben wurde die Patti ausgepfiffen. Unmittelbar nach dieser Vorstellung erfuhr jedoch Schürmann, daß dieser Theaterskandal und die feindlichen Kundgebungen gegen die Patti und Nicolini bestellte Arbeit gewesen waren, Stagno selbst war es gewesen, der seiner großen Nebenbuhlerin diesen Streich spielte und dabei hoffte, die Oeffentlichkeit für sich einnehmen zu können. Er hatte alle Billetts, die wegen der Aenderung in der Besetzung umgetauscht wurden, heimlich aufgekauft und an sicherer Freunde vergeben, die durch lärmende Kundgebungen unter allen Umständen verhindern sollten, daß Nicolini in der von Stagno abgelehnten Rolle auftreten könnte. Dabei streute er aus, daß er damit nur die Geldgier und den Geiz des Ehepaars Patti-Nicolini strafen wolle; durch die Intriguen der beiden sei ihm die Rolle verweigert worden, weil die Patti und Nicolini die große Einnahme des ausverkauften Hauses nicht mit ihm teilen wollten. Diese Darstellung mußte selbstverständlich das Publikum gegen die Patti aufreizen, von der man nun glaubte, sie wolle das spanische Publikum um seinen Liebling Stagno betrügen, nur um ein paar tausend Franks mehr einheimsen zu können. Aber der Coup war nun einmal gelungen, und der ränkesüchtige Teno triumphierend. Jedoch nicht lange. „Die indiskreten Vertrauten, die mir nach der Vorstellung den Sachverhalt erzählten, hatten auch Adelina Patti verständigt. Am nächsten Morgen ließ sie mich zu sich bitten. „Hören Sie, Herr Schürmann, ich will nicht mehr von dem gestrigen Abend reden, die Erinnerung ist mir schmerzlich. Aber ich will mich rächen, ich muß mich an dem Urheber dieser Kabale rächen. Und diese Rache soll offenkundig sein. Uebermorgen singe ich im Barbier von Sevilla mit Stagno. Er hat mir eine schwere Stunde bereitet; wie du mir, so ich dir. Sie werden für meine Rechnung für 2000 Frks. Billetts an der Kasse kaufen, und sie unter erstklassige Pfeifer und Zischer verteilen. Und empfehlen Sie diesen Leuten besonders den Auftritt unseres Stagna." Ich verbeugte mich und erfüllte aufs Wort getreu die Wünsche der großen Sängerin. Noch nie wurde das Auftreten eines Tenors mit so wildem Pfeifen und Zischen begrüßt. Das weiße Atlaskostüm des unglücklichen Kommandeurs (denn alle ausländischen großen Tenöre sind Kommandeure irgend eines Ordens) war das Signal, das die Spottsucht des Publikums entfesselte. Man ahmte das Gluckſen einer Henne nach, die Geräusche von Küssen, das Gurren von Tauben, kurz, die Patti und Nicolini konnten zufrieden sein, sie kosteten alle Süßigkeiten befriedigter Rache und den Rausch des Triumphes. Das war das einzige Mal, daß ich in meiner Laufbahn als Impresario einen Künstler auspfeifen ließ, den ich mit Bergen von Gold dafür bezahlte, unter meiner Direktion zu singen. Aber in der Welt der Kulissen gibt es keine Unmöglichkeiten."

Edison als Kammerjäger.

Der Amerikaner Thomas Alva Edison, der augenblicklich in Deutschland weilt, ist nicht nur ein genialer Erfinder, sondern zeigte sich auch auf anderen Gebieten des menschlichen Lebens praktisch und erfolgreich. Er selbst erzählte, daß er zu Anfang seiner Laufbahn sogar einmal Kammerjäger spielen mußte. Damals hatte er noch ein ziemlich kleines Bureau, es bestand aus einer Stube und einer Küche und war vorher von nicht sehr reinlichen, ärmlichen Leuten bewohnt gewesen. Als die Arbeit in diesem Betriebe beginnen sollte, merkten die beiden Angestellten Edisons, daß eine Anzahl von Küchenschwaben sie belästigten. Edison gab damals seinen Angestellten nach Schluß der Arbeit eine kleine Mahlzeit, neben dem Gehalt. Sobald aber die Mahlzeit in das Bureau gebracht wurde, wälzten sich Millionen von Schwaben auf den Tisch, erletterten ihn und stürzten sich auf das Essen, so daß es natürlich ungenießbar wurde. Edison dachte darüber nach, wie er wohl diese Störenfriede am besten vertreiben könnte, und er beschloß, in der nächsten Nacht zur Vernichtung des Ungeziefers zu schreiten. Er besorgte sich eine Quantität Staniolpapier, desgleich fünf Meter feinen Draht. Nun rollte er das Staniolpapier auf, schnitt zwei schmale Streifen davon und spannte sie um die Tischkante. Ohne das sie sich berührten, mußten sie so nahe wie möglich aneinanderstoßen, alsdann befestigte er sie mit kleinen Stiften an die Kante. Die Zinkborten versah er mit zwei starken Batterien. Es brauchte nur, um diesen Hinrichteapparat in Bewegung zu setzen und ihn wirksam zu machen, ein einziges Tier die tote Linie überschreiten. Um die gewohnte Zeit, wenn die Schwaben lebendig werden, ließ Edison auf den Tisch eine Mahlzeit stellen, wie er sie stets für seine Mitarbeiter bereit hatte. Der Duft lockte das Ungeziefer sofort an, und die Schwaben kamen wie gewöhnlich in großen Legionen anmarschiert. Die erste, die sich dem verhängnisvollen Punkte näherte, war eine ausgewachsene Schwabe. Als sie das Staniolpapier bemerkte, schien ihr das doch sonderbar, und sie stutzte einen Augenblick. Aber der Duft der Speisen war stärker als aller Instinkt, und das Ungeziefer kroch über den ersten Streifen des Papiers. Als aber seine vorderen Kriecher den gegenüberliegenden Streifen berührten, fiel es natürlich tot zu Boden, die Batterien hatten das Ihrige getan. All den anderen Nachläufern erging es ebenso, und als am Morgen die Beamten die Bureauräume betraten, waren sie nicht wenig erstaunt, die Unmenge des Ungeziefers vernichtet zu sehen. Edison war auf diese Leistung als Kammerjäger, wie er selbst erzählte, nicht wenig stolz.

Die Banditenwirtschaft

scheint in Portugal immer mehr zuzunehmen. Schon wieder wird über heftige Kämpfe berichtet, die mit Räuberbanden stattfanden. Bei Vallango hat eine aus achtzehn Mann und unter Führung eines Spaniers stehende Bande ihr Unwesen getrieben. Diese Leute überfielen besonders die abgelegenen Farmen, sie banden die Bewohner der Häuser, nahmen alles weg, was sie fanden, und steckten dann die Häuser in Brand, so daß die gebundenen Einwohner elend in den Flammen umkamen! Jüngst wurden die Räuber in der Nähe von Ermensinde von einer starken Militärpatrouille überrascht. Es kam zu einem heftigen Kampfe, während dessen sich die Räuber verzweifelt wehrten. Die Braut des Führers der Bande, eine frühere spanische Schauspielerin, eine bekannte Schönheit, kämpfte an der Seite ihres Geliebten und feuerte unablässig ihren Revolver auf die Soldaten ab. Zwei der Räuber wurden getötet und sechs schwer verwundet, worauf sich die anderen einschließlich der Schauspielerin, ergaben. Man fand in einer Höhle eine Menge der gestohlenen und geraubten Schätze, und da die Eigentümer derselben alle tot sind, sollen sie zum Besten der Soldaten verkauft werden, die sich so tapfer bei dem Kampfe zeigten.

Schwerer Schiffszusammenstoß.

Trotz aller langen Beschreibungen über den Zusammenstoß zwischen dem Passagierdampfer „Olympic" und dem Kreuzer „Hawke" bleibt die Ursache in Dunkel gehüllt. Selbst alte Seeleute, die von anderen Schiffen oder von der Küste aus den Zusammenstoß beobachteten, können keine Erklärung dafür finden. Beide Schiffe fuhren eine Weile ganz parallel nebeneinander, als plötzlich das Kriegsschiff abbog und dem Riesendampfer Starbord auf der rechten Seite am Stern anfuhr. Ein Schiffer, der einen Photographen in einem kleinen Boote dicht herangerudert hatte, gibt folgende Beschreibung: „Als ich sah, daß der „Hawke" einbog, rief ich dem Photographen zu: „Geben Sie acht, es gibt einen Zusammenstoß! Sehen Sie — sehen Sie!" Und schon war das Unglück geschehen. Es ertönte ein furchtbarer Krach. Einen Augenblick schienen beide Schiffe stillzustehen. Es war zehn Minuten vor 1 Uhr, und das Wetter war ganz klar. Als sich das Kriegsschiff loslöste, sahen wir, daß sein stählerner Bug ganz platt gedrückt war und auch teilweise zerschmettert. Das Bugspriet, das in den Passagierdampfer eingedrungen war, riß Gepäck und Möbel aus den beschädigten Kabinen heraus; die Gegenstände fielen ins Wasser und wurden zum Teil von Ruderbooten aufgefischt. Ein ungeheures Loch zeigte sich in der Seitenwand der „Olympic", und wir sahen Passagiere und Schiffsbedienstete nach der beschädigten Stelle eilen. Die meisten Passagiere saßen zur Zeit des Zusammenstoßes beim Mittagessen. Zwar wurde das Tischgerät zum Teil auf den Boden geschleudert, aber niemand ahnte, wie großen Schaden der Zusammenstoß getan hatte. Der bekannte amerikanische Verleger Munsen hatte den Kreuzer eine Weile beobachtet, und als der Krach kam, dachte er, die beiden Schiffe müßten einander wohl gestreift haben. Die Tischgesellschaft regte sich wenig auf, denn kein Mensch hatte eine Ahnung von dem angerichteten Unheil. Die Passagiere des „Olympic" wurden mit Schleppdampfern nach Southampton befördert. Man hofft die „Olympic" nach Southampton schleppen zu können.

Heer und Flotte.

Mehr Schiffe. Für Vermehrung unserer Panzerkreuzer ist Großadmiral v. Koester, der Präsident des deutschen Flottenvereins, eingetreten, und unter lebhaftem Beifall aller Anwesenden hat er auf der Kasseler Tagung des kurhessischen Provinzverbandes des Flottenvereins an die Reichsregierung die Frage gerichtet, ob sie angesichts der seit Wochen im Reiche herrschenden tiefgehenden Besorgnis um die Unabhängigkeit unserer Nation bei dem Bauprogramm verharren wolle, das seines Erachtens diese Selbständigkeit zu sichern nicht imstande ist. Ein Panzerkreuzer jährlich mehr soll über das bestehende Flottenprogramm hinaus gebaut werden. Diese Forderung aus dem Munde des verdienstvollen Großadmirals v. Koester überrascht nicht, sie ist auf den einzelnen Provinzial-Tagungen des Flottenvereins und in Lokalvereinen in letzter Zeit schon öfters ausgesprochen worden. Sehr wahrscheinlich wird bald ein den Forderungen des Flottenvereins entsprechender Antrag der Reichsregierung vorgelegt werden. D.

Glücksklee.

Novelette von Elisabeth Gebhardt.

(Nachdruck verboten.)

Mittwoch nachmittag in Wilhelmshöhe! Wer je im Sommer an diesem Tage den herrlichen Park besucht hat, der weiß, daß man von Mittag an kaum treten kann vor schaulustigen Menschen. Freilich, des Sonntags ist's noch schlimmer. Da springen alle Wasser, während Mittwochs die Kaskaden des Herkules trocken und leer bleiben.

Sommer war's und ein schöner, sonniger Tag, dazu ein Mittwoch.

Auch heute war der Park belebt, aber als die Wasser sich verlaufen hatten, leerte er sich überraschend schnell. Die Parkwächter drängten das Publikum nach den Barrieren zu und schlossen diese rasch, als endlich der letzte Besucher sie passiert hatte. Viele Leute blieben freilich dicht an der Sperre stehen und versuchten durch die Baumlücken und Wegeinschnitte einen Blick auf das Schloß zu werfen. Da drüben auf der Terrasse unter der gestreiften Markise bewegten sich einige Damen. Ob wohl eine von ihnen die Kaiserin war?

Denn daß sie seit einer Woche in dem schönen Wilhelmshöhe weilte, war jedermann bekannt. Deshalb die Absperrung der Wege und die Strenge und Ungeduld der Parkwächter. Einer derselben zeigte sich besonders eifrig in dieser Hinsicht. Die eingeborenen Kasselaner wußten, daß Herr Hansen jede noch so kleine Uebertretung mit unnachsichtiger Strenge zur Anzeige gebracht. Vermittels seiner langen, dünnen Gestalt vermochte er weiter zu sehen als seine Kollegen, und er ertappte etwaige Sünder rascher als sie. Zuletzt wurde auch diesmal das Publikum der unbefriedigten Neugier müde, oder der Kaffeedurst trieb es ins Grand-Hotel und zu den anderen zahlreichen Erfrischungsstätten. Bald lag der innere, abgesperrte Teil des Parkes völlig einsam da.

Doch nein, nicht völlig einsam!

Von der Eremitage her kam eine junge Dame langsam herangeschritten. Das lässig in der Linken gehaltene Buch zeigte, daß sie dort oben gelesen hatte. Die Lektüre schien tiefen Eindruck auf sie gemacht zu haben, denn sie schritt in Gedanken versunken weiter und bog unbewußt in den nach der großen Fontäne führenden Weg ein. Sie achtete nicht der am Boden liegenden Schnur mit dem kleinen Täfelchen, nicht der rechts und links am Wege stehenden Pfähle, an welcher diese befestigt wurde. Träumend schritt sie immer weiter. Jetzt trat sie aus dem Schatten heraus. Die hellen Sonnenstrahlen weckten sie aus ihrer Versunkenheit. Sie schaute auf. Wo war sie denn eigentlich? Ach ja! Da drüben glänzte das Schloß, hier dicht zu ihren Füßen lag das Bassin der Fontäne. Das Buch war ihr bei dem Umschauen entglitten. Als sie sich danach bückte, sah sie vor sich im Rasen ein Vierblatt. Was sollte sie sich dabei wünschen? Sie wollte schon lange die Kaiserin sehen. Drei Wochen war sie mit ihrer Tante, die im Sanatorium in Moulang die Kur gebrauchte, schon hier. Die Kaiserin weilte seit acht Tagen so dicht in ihrer Nähe. Alle Tage ging sie selbst in den Park, und doch hatte sie noch nie das Glück gehabt, die hohe Frau zu sehen. Das also wollte sie sich wünschen.

Rasch pflückte sie das Kleeblatt ab. Es war zwar streng verboten, im Parke etwas abzubrechen, aber ein Kleeblatt, und wer sah es denn! Eilig barg sie es in der Geldbörse und wollte dieselbe gerade in ihre Tasche stecken, als sie ihre Hand von hinten gefaßt und festgehalten fühlte.

Ihr erster Gedanke war, man wolle ihr das Portemonnaie nehmen, aber als sie sich blitzschnell umwandte, sah sie sich einem Parkwächter gegenüber. Dieser, es war der lange Hansen, schnaubte sie wütend an: „Was haben Sie hier zu tun? Sahen Sie denn nicht, daß die Wege abgesperrt sind?"

„Der Weg, den ich ging, war nicht abgesperrt. Ich habe nirgends eine Schnur oder Kette gesehen!" antwortete sie schüchtern.

„Geben Sie mal das Portemonnaie da her! Was haben Sie eben hier aufgehoben und hineingesteckt?" Er griff wieder nach ihrer Hand, die sie ihm inzwischen glücklich entzogen hatte.

„Ich habe nur ein Buch aufgehoben," log sie, denn diesem Menschen etwas von dem Kleeblatt sagen, um keinen Preis!

„Das ist nicht wahr! Oder haben Sie was dahingelegt?"

Er bückte sich, denn er dachte an Bomben oder dergleichen russische Sachen. Nein, es lag nichts da. Aber er schnauzte weiter: „Wer sind Sie? Wie heißen Sie?"

„Das geht Sie nichts an! Lassen Sie mich gehen!" antwortete sie, nun auch heftig werdend. „Ich sage Ihnen, der Weg war nicht gesperrt!"

„Das sind Ausreden! I chhabe die Wege selbst abgesperrt. Wenn Sie mir nicht Rede stehen wollen, so müssen Sie mit zur Schloßwache. Dort wird man Sie schon dazu bringen!"

Das war allerdings noch peinlicher, aber die junge Dame war eigensinnig. Diesem groben Menschen wollte sie nun einmal nichts sagen. „Gut, führen Sie mich hin!"

So ging sie denn schweigend, von ihm sorglich bewacht, zu der jenseits des Schlosses belegenen Wache. Als sie an dem Portal des Schlosses vorbeikamen, hielt dort eine Equipage. Eine Dame stieg soeben ein. Andere Damen folgten ihr. Der Parkwächter machte

Zum Untergang der „Libertee".

Das traurige Wrack des einst so stolzen Schiffes ist nicht ganz in die Fluten versunken, sondern ragt etwas aus dem Wasser heraus. Diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß noch

ein paar Matrosen, die im Schiffsraum eingeschlossen waren, gerettet

werden konnten. Die bedauernswerten Menschen waren jedoch in entsetzlichem Zustand, einer war halbverbrannt; einem war durch einen Eisenblock das rechte Bein abgequetscht worden, ein anderer war durch die Schrecken der Katastrophe geistesgestört und tobsüchtig geworden, die meisten dieser Geretteten sind nachträglich ihren Wunden erlegen. — Leidenschaftliche Angriffe werden in der französischen Presse gegen den ersten Kommandanten der „Libertee" erhoben, Jaures, einen Bruder des bekannten sozialdemokratischen Parteiführers gleichen Namens. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er auf Urlaub sich befand, als das Kriegsschiff unterging. Allerdings kann man hierin keine Dienstvernachlässigung erblicken, wohl aber gereicht es Jaures zum Vorwurf, daß er sein Offizierkorps nicht besser diszipliniert hatte. Toulon ist ja als Ort extravaganter Vergnügungen für die seemännische Bevölkerung bekannt, vor einem Jahr beispielsweise führte die Regierung einen erbitterten Vernichtungskampf gegen die dortigen Opium- und Haschisch-Kneipen. Der Unglückstag von Toulon war überhaupt ein schwarzer Tag für die französische Flotte. Bekanntlich wurden an ihm die Opfer der schweren Explosionskatastrophe auf der „Gloire" beerdigt. Gleichzeitig brach auf dem Linienschiff „Patrie" ein Feuer aus, durch das mehrere Matrosen Verletzungen erlitten. Das Feuer soll angelegt gewesen sein. Ebenso wurden auf dem Schwesterschiff der „Libertee", der „Veritee", die sich in Nachbarschaft des Unglücksschiffes befand, mehrere Matrosen durch umherfliegende Trümmer der „Libertee" getötet.

Fast alle Schiffe auf der Reede wurden mehr oder weniger schwer beschädigt.

Die Detonation war so stark, daß sie in dem zehn Kilometer entfernten Rune gehört wurde und daß in den Häusern am Hafen die Fenster sprangen und die Möbel umfielen. Delcassee hat beschlossen, nicht nach Toulon zu fahren, sondern die Organisation der Rettungsarbeiten dem Admiral Auvert, dem Chef des Generalstabes, zu überlassen. Von dem schauerlichen Anblick, den die Rhede bietet, entwirft ein Telegramm folgende Schilderung: „Um das rauchende Wrack, das von dem Koloß „Libertee" übrig blieb, schwimmen Balken, Bootsplanken, Seekisten, Kleider und verkohlte Massen, in denen man mit Entsetzen Leichen vermutet. Boote fahren umher um ihre traurige Lese zu halten, Feuerspritzen entsenden noch immer Wasserstrahlen gegen die beiden unförmigen Massen, die allein von der Libertee übriggeblieben sind. Aus einer ragt halb aus dem Wasser ein Kanonenturm hervor, geborsten von oben bis unten. Das Wasser dringt gurgelnd hinein. Während wir das entsetzliche Bild betrachten, sehen wir, wie ein vollkommen nackter Mensch aus einer Lucke der Libertee ins Wasser springt. Er wird vom Boot aufgefischt. Es ist ein Matrose, der von der Explosion betäubt wurde, aber mit Brandwunden davongekommen ist. Leider, wie es scheint, der einzige."

Schilderung eines Augenzeugen.

Ein Einwohner des Vorortes Mourillon war zu sehr früher Stunde mit seiner Familie auf dem Schießplatze und erzählt folgendes: „Ich hatte mit meiner Familie ungefähr 300 Meter auf dem Schießplatze zurückgelegt, als ich plötzlich kleine Flammen aus dem einen Panzerturm der „Libertee" herausschlagen sah. Es war ungefähr 5¼ Uhr. Kurz darauf krachten mehrere Explosionen, und ich sagte zu meiner Frau und meinen Kindern: „Ich halte es für klug, nach Hause zu kehren, denn sicher wird sich bald ein Unglück ereignen." Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da hörte ich plötzlich eine ungeheure Detonation von der „Libertee" her. Dem donnerähnlichen Getöse, wie ich es noch niemals in meinem Leben gehört hatte, folgten eine Reihe von Feuergarben, die hoch zum Himmel emporschlugen und den noch ins morgendliche Dämmerlicht gehüllten Hafen blitzartig erleuchteten. Eine gräßliche Vision. Ich wurde mit meinen Angehörigen durch den gewaltigen Luftdruck zu Boden gerissen. Als der Himmel sich etwas geklärt hatte, bemerkte man lauter kleine schwarze Punkte, die auf dem Meere herumschwammen. An einigen Stellen sah man größere Stücke, die von der „Libertee" herrühren mußten, von der fast gar nichts mehr zu sehen war, als das Vorderteil, das langsam in das Meer versank. Das Ganze vollzog sich so rasch, daß man es in derselben Zeit nicht hätte niederschreiben können."

Angesichts der Ungewißheit über

die Ursache der Explosion

auf der „Libertee" hat Vizeadmiral Bellue angeordnet, daß die unter seinem Kommando stehenden Schiffe alle vor dem Jahre 1902 hergestellten Pulvervorräte und Uebungsmunition unverzüglich ausschiffen sollen.

Das Marineministerium teilt über die Opfer der „Libertee" folgende Verlustliste mit:

204 Tote oder Verwundete, 136 Schwerverwundete, 48 Leichtverwundete.

Ein altes englisches Schloß — nach Amerika verpackt.

Fuhr da eines Tages mit seinem Auto von 60 Pferdekräften ein amerikanischer Millionär durch das grüne, wellige Land von Lincolnshire. Vor dem zum Teil verfallenen alten Schlosse von Tattershall bei Boston hielt er an. Der alte Kasten gefiel ihm, noch mehr das Innere mit den getäfelten Wänden, den mächtigen, von kunstvollen Verzierungen eingerahmten Kaminen und die Ahnengalerie von Rittern in stroßenden Eisenpanzern und Damen mit seltsamen Halskrausen. „Das werde ich mir kaufen," sagte sich der Millionär, „und in den Pocantio Hills am Hudson sollen sie kopfstehen!" Von Lord Tattershall war das Schloß seit 1440 durch viele Hände auf den Finanzier Hooley übergegangen. Diesen suchte der Amerikaner in London auf und fragte: „Was kostet Schloß?" Hooley ist ein guter Geschäftsmann; er verstand es, dem Amerikaner den Wert des alten Schlosses in glänzenden Farben auszumalen. „Das einzige Bauwerk dieses Alters in weißen Backsteinen in ganz England — und dann die zum Teil gut erhaltene kunstvolle innere Ausstattung, kaum zu bewerten. Well, zahlen Sie mir 1 Schilling und six Pence für jeden Backstein, und das Schloß gehört Ihnen." „Gut," sagte der Amerikaner, „machen Sie mir die Rechnung und packen Sie mir das Schloß ein, ich werde es mit nach Amerika nehmen." In dieser Weise hat sich in der Tat der Verkauf eines geschichtlich und architektonisch wertvollsten alten Schlösser Englands abgespielt. Mr. Hooley hat sich nachträglich ausbedungen, daß er das Schloß zuerst der englischen Nation anbieten dürfte. Aber, wie er erwartet hatte, waren die englischen Patrioten, Kunstfreunde und Alterstumssammler nicht imstande, den Kaufpreis aufzubringen, und Schloß Tattershall wird jetzt nach Amerika verschickt, um in dem Parke eines bisher noch ungenannten Krösus am Hudson wieder aufgestellt zu werden. Jeder Backstein, jeder Balken, jedes Brett, wird jetzt genau nummeriert und sorgsam verladen, auf daß das alte Bauwerk jenseits des Ozeans wieder echt und unverfälscht auferstehen kann. Die englischen Zeitungen sind sehr erbittert über den Verkauf. „Daily Graphic" meint, nächstens würden die Amerikaner wohl den Tower einpacken und die Themse abfüllen lassen, um sie nach Amerika zu bringen.

* Das Opfer des Kosaken.

Eine amüsante Geschichte von der Frömmigkeit eines wackeren russischen Kosaken erzählt der Gaulois. Der Sohn der Steppe war von einem furchtbaren Sturme heimgesucht worden, in seiner Not betete er zum heil. Nikolaus und rief: „Heiliger Nikolaus, großer heiliger Nikolaus, mein süßer Namenspatron, wenn du mich aus der Gefahr rettest, will ich dies Pferd verkaufen und all das dafür erhaltene Geld dazu verwenden, dir Kerzen zu stiften." Der heilige Nikolaus hatte wohl Mitleid und freute sich über den Opfernut des Kosaken, jedenfalls kam der Reiter heil und gesund nach Hause. Am nächsten Tage nimmt unser Kosake einen Hahn aus seinem Hühnerstall unter den Arm und sein Pferd an die Leine und wandert auf den Markt. „He, Kosak, was hast du zu verkaufen?" ruft man ihm zu. „Einen Hahn und ein Pferd", erklärt der Brave, aber ich verkaufe nur beides zusammen. Für meinen Hahn fordere ich 200 Rubel, und für mein Pferd 30 Kopeken." Bald fand sich ein Käufer, der diesen wunderlichen Kauf bereitwilligst abschloß, und Hahn und Pferd zusammen für 200 Rubel und 30 Kopeken erstand. Freudig kehrte der Kosak nach Hause, und getreu seinem Gelübde stiftete er für 30 Kopeken Lichter, die dann sorgsam vor dem Bilde des heil. Nikolaus aufgestellt und feierlichst angesteckt wurden.

Ein teurer Druckfehler.

Es ist jetzt mehr als 200 Jahre her, da druckte ein englischer Verleger eine Bibel, und dabei widerfuhr ihm das Unglück, daß ein Druckfehler übersehen wurde, der in seiner Art vielleicht einzig dasteht. Das siebente Gebot hieß nämlich in dem Bibeldrucke: „Du sollst begehren Deines Nächsten Gut." Wiederführe das heute einem Verleger, so wollte es nicht viel besagen. Man würde an geeigneter Stelle einen Hinweis auf den freilich höchst verdrießlichen Druckfehler und allenfalls eine Bitte um Entschuldigung deswegen finden. Aber vor 200 Jahren verstand man in diesen Dingen keinen Spaß; die Behörde griff ein und ließ den unglücklichen Verleger, für die in seinem Bibeldrucke ausgesprochene Einladung zum Appetit auf die Habe des Nächsten die Strafe von 300 Pfund bezahlen. 300 Pfund sind über 7000 Franken, eine Summe, die, wenn man den damaligen und heutigen Geldwert vergleicht, als ein sehr hohes Strafgeld zu bezeichnen ist. Außerdem aber wurde die ganze Auflage vernichtet, sodaß man wohl annehmen kann, daß nie einen Verleger ein Druckfehler so teuer zu stehen gekommen ist, wie diesem die Auslassung des Wörtchens „nicht". Von diesem aus der Welt geschafften Bibeldrucke ist, soweit bekannt, nur ein einziges Exemplar erhalten geblieben.

Infolge des Bisses eines Fuchses gestorben

ist in England ein Herr, der die Leitung der Perforcejagden in dem Distrikt von Veney übernommen hatte. Er war vor etwa 2 Monaten auf der Jagd von einem Fuchse gebissen worden, die Wunde heilte unter ärztlicher Behandlung, aber es stellten sich von Zeit zu Zeit wieder große Schmerzen ein, und der allgemeine Zustand des Patienten wurde immer bedenklicher. Vor einigen Tagen wurde es etwas besser und der Petient reiste auf das Land; an demselben Abend bekam er jedoch heftiges Fieber und gegen Morgen starb er. Die Aerzte sind überzeugt, daß die Krankheit als eine Folge des Bisses anzusehen ist.

Fünf Millionen Ansiedler für Kanada.

Der gewaltigste Kolonisationsplan, der je für ein einzelnes Land gefaßt worden ist, wird gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von der „Katholischen Kolonisationsgesellschaft von Amerika" aufgestellt, um Ansiedler aus aller Welt nach dem westlichen Kanada zu bringen. Der Papst hat, wie berichtet wird, die Bewegung gutgeheißen, die unter Führung von Mr. Manning aus Chikago, dem Neffen des verstorbenen Kardinals Manning, fünf Millionen Menschen innerhalb der nächsten fünf Jahre in Westkanada unter günstigen Bedingungen unterzubringen hofft. Der Gedanke entstand infolge eines Wunsches, den ein großer Teil der katholischen Geistlichkeit in den Vereinigten Staaten hegte, armen Leuten in der ganzen Welt eine Wohltat zu erweisen durch den Ankauf eines ungeheuren Gebietes von fruchtbarem Farmland in Kanada, auf dem die Ansiedler sich mit möglichst geringen Kosten niederlassen können. Es soll dabei nicht auf das Glaubensbekenntnis gesehen werden, sondern allein die Bedürftigkeit den Ausschlag geben. Die Vereinigung hat 11 000 Agenten in den Vereinigten Staaten und den Hauptländern Europas ernannt, die die Aufgabe haben, arme Leute zu veranlassen, kanadisches Land zu erwerben und dorthin auszuwandern. Wenn der Plan in dem beabsichtigten Umfange ausgeführt werden kann, wird Kanada dadurch natürlich einen großen Aufschwung erleben.

Ein deutscher Bauer.*)

Ein Bauer nur, tagaus, tagein
Schuf er mit harten Händen,
Und rang sich durch das Leben durch
Und harrte seiner Spenden.
In Treuen trug er Last und Fron
Um Hof- und Heimatehre.
Daß noch das kommende Geschlecht
Von seinen Gütern zehre.
Nur selten sah und scheu das Glück
In seine Mühn und Sorgen,
Ihm ward zur Lebensgüte schon
Ein stiller Sonntagmorgen.
Doch seine Seele ganz verwuchs
Mit seines Hofes Seele,
Und jede nahm, und jede gab,
Daß nichts der andern fehle,
Das gab ihm einen hellen Blick
In allen wirren Fragen,
Und demutvolles Gottvertraun
Und Halt in schweren Tagen.
Der Segen wuchs, der Hof stand fest,
Für die, die nach ihm kamen,
Sein Herzschlag wog, sein Wort soviel,
Wie eines Priesters Amen.
Doch ob sein Sehnen auch erfüllt,
Sein Herz ward nie vermessen,
Nie hat er seines alten Gotts,
Der Heimat nie vergessen.
Und als sein Lebensabend kam,
Gab alles er dem Erben
Und harrte still und murrte nicht
Und legte sich zum Sterben.

*) Aus „Bauernland" von Wilh. Lennemann (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig.)

Front. Die Delinquentin erkannte die Kaiserin. Sie konnte noch gerade eine tiefe Verbeugung machen, die von der hohen Frau huldvoll erwidert wurde, und der Wagen setzte sich in Bewegung und rollte davon.

Da war ja schon in Erfüllung gegangen, was sie sich gewünscht hatte. Ja, Glücksklee, der half! Nun mochte die Strafe kommen!

Sie überschritt an der Seite ihres Transporteurs die Straße und betrat mit ihm das Wachtlokal. Hier wurde sie sogleich zu dem wachthabenden Offizier geführt.

Leutnant Hugo von Werner verwunderte sich nicht wenig, als der Parkwächter ihm die junge Dame als Arrestantin vorführte. Er hörte den langen Bericht des ersteren an, dann sagte er: „Es ist gut, Herr Hansen! Sie können gehen. Ich werde die Dame selbst verhören und für das übrige sorgen."

Das war nun dem Zerberus nicht recht, denn jetzt erst merkte er, daß die Dame jung, elegant und sehr hübsch war. Na, und hübsche junge Damen und Leutnants! Da würde wohl nicht viel Gescheites bei dem Verhör 'rauskommen. Aber er mußte dem Vorgesetzten gehorchen und sich trollen, wenn er's auch widerwillig tat.

Die Zurückbleibenden standen sich eine Weile verlegen gegenüber. Dann besann sich der Leutnant, daß er in Amt und Würden sei, und begann das Verhör möglichst sachlich.

„Wie heißen Sie?"

„Annemarie von Lützow."

„Wo wohnen Sie?"

„Im W.'schen Sanatorium in Moulang bei meiner Tante, der Frau Generalin von T."

„Wie alt?" Hm! Das konnte er doch unmöglich fragen!

Er überlegte.

„Wollen Sie mir jetzt, bitte, den Vorgang erzählen? Aber nehmen Sie erst Platz, gnädiges Fräulein!"

Er schob ihr einen der einfachen Rohrstühle hin, und Annemarie setzte sich und erzählte wahrheitsgetreu. Auch das Kleeblatt verschwieg sie nicht. „Es hat mir ja auch schon Glück gebracht. Ich habe vorhin die Kaiserin gesehen," schloß sie.

Hugo von Werner hatte die Erzählerin unverwandt angesehen. Dabei hatte er dieselbe Entdeckung gemacht, wie vorhin der biedere Hansen. Fräulein Annemarie von Lützow war wirklich sehr hübsch, besonders, als bei Erwähnung des Vierblattes eine leichte Röte der Verlegenheit die zarte Haut belebte und dadurch die blonden Löckchen über der Stirn sich noch mehr abhoben. Er hatte ihr auch sehr tief in die blauen Augen gesehen. Er mußte doch genau erforschen, ob sie auch die Wahrheit sprach!

Bei ihren letzten Worten überkam ihn der Wunsch, der Glücksklee möchte auch für ihn wirken und ihm bringen, was seit ganz kurzer Zeit ihm als Glück vorschwebte.

„Ich glaube, das richtigste wäre, wenn Sie mir die Stelle des Weges zeigten, wo Sie die Absperrung durchdrangen. Dann können wir ja genau bestimmen, ob hier ein Irrtum vorliegt oder nicht."

Annemarie war damit zufrieden, und sie kehrte nun an der Seite ihres Richters auf demselben Wege zurück. Diesmal war sie aber nicht so schweigsam. Im Gegenteil! Die Unterhaltung wurde von beiden Seiten ziemlich lebhaft geführt. Ja, das Glück schien ihr heute besonders wohl zu wollen. Er zeigte ihr, wenn auch nur von ferne, den jüngsten Prinzen, der mit seiner Schwester und andern Damen Tennis spielte. Gleich darauf trafen sie auf Herrn Hansen.

„Wir sind auf dem Wege zu der betreffenden Stelle im Park. Kommen Sie mit, damit Sie sich eventuell selbst überzeugen!"

Und Herr Hansen mußte sich zu seinem Schmerze überzeugen, daß die Schnur auch jetzt noch am Boden lag.

Hugo von Werner verabschiedete sich nun von Annemarie. „Denn Herrendienst geht vor Frauendienst!" meinte er. Er erbat und erhielt jedoch die Erlaubnis, der Generalin und Fräulein von Lützow seine Aufwartung machen zu dürfen.

Noch oft saß Annemarie auf der Bank vor dem Borkenhäuschen der Eremitage. Meist wollte es der Zufall, daß Hugo von Werner dieselben Wege ging.

Als nach einigen Wochen die Generalin ihre Kur beendet hatte, da flogen goldegeränderte Karten mit den Namen des gestrengen Richters und der Arretierten in die Häuser der beiderseitigen Bekannten. Ueber den Namen aber sah man das naturgetreue Konterfei eines Vierblattes zum Zeichen, daß der Glücksklee wieder einmal seinem Namen Ehre gemacht hatte.

Was alles gesammelt wird. In London gab es einen alten, nun verstorbenen Herrn, der — Galgenstricke sammelte, nämlich die Stricke, mit denen in aller Welt die zum Tode verurteilten Verbrecher gehängt werden. Er hatte selbst große Reisen unternommen und auf diesen seine Sammlung gegründet und bereichert; und in den Ländern, wohin er gekommen war, saßen Freunde und Bekannte, die ihn beim Sammeln unterstützten. Alle Scharfrichter der Erde wußten von seiner Sammelleidenschaft, und sobald in Europa, in Asien, in Afrika oder in Amerika ein Mann gehängt worden war, schnitt der Scharfrichter ein Ende des Strickes ab und schickte es mit einer Urkunde, die die Echtheit des Strickes beglaubigte, an unseren Sammler. Ein Strick befand sich in seiner Sammlung, für den er 2000 Mark bezahlt hatte; allerdings hatte dieser Strick auch die Ehre gehabt, einer sehr hohen türkischen Persönlichkeit den Garaus zu machen.

Der heut. Nr. liegt ein Fahrplan bei.

Noch ein müdes: „Schlaf wohl, Dudler!“
Ein halbleises: „B'hüt' Gott, Hainbuch!“ als Antwort.

Dann versank für die Todmüden die Welt, und ruhige, kräftige Atemzüge bewiesen, daß sie fest schliefen.

Plötzlich erwachte Dudler, schlaftrunken. Etwas Eiskaltes war ihm über das Gesicht gefahren, Hainbuch stöhnte schwer auf, als sei er von Alpdrücken befallen.

Der Mond hatte sich hinter finsteres Gewölk verkrochen, ein Windstoß fuhr heulend durch das verfallene Gebäude, und Dudler war es, als sei der Mühlgang in Bewegung gesetzt worden und schwere, langsam schlürfende Schritte wandelten durch alle Räume.

(Fortsetzung folgt.)



Eine „Insel der Glücklichen“ ist die kleine Insel Crie Haven, die etwa 15 englische Meilen von der Küste von Maine entfernt liegt und auf der insgesamt nur 41 Menschen (14 Männer, 13 Frauen und 14 Kinder) friedlich und sorgenlos dahinleben. Jede Familie hat ihr eigenes hübsches Landhaus. Zwei Fischerhäuser, eine kleine Landungsbrücke und ein kleines Schulhaus, das von einer Kuppel bekrönt ist, das sind die einzigen Bauten auf dem idyllischen Eiland. Der Friedhof besteht nur aus wenigen Gräbern, und fast nie war es nötig, daß ein Arzt die Insel besuchte. Krankheit, Not und Hunger sind unbekannt. Moskitos, Ratten verirren sich nie auf die abgelegene Insel, auf der auch der Kartoffelkäfer unbekannt ist. Nie werden die Türen verschlossen. Da auf der Insel keinerlei Straßen angelegt werden, so gibt es auch keine Gemeindesteuern, die bezahlt werden müssen; die einzigen Abgaben, die die Bewohner von Crie Haven entrichten, ist ein Beitrag für die Erhaltung der Schule, in der ihre Kinder den Unterricht empfangen.



Zivilisation durch die Knute. Peter der Große mußte schwere Kämpfe führen, um seine Untertanen zu der Annahme westeuropäischer Sitten zu bewegen. Um ungezwungene gesellschaftliche Zusammenkünfte zu ermöglichen, wurde ein Ukas erlassen, worin allen Frauen und jungen Mädchen anbefohlen wurde, im Salon in Gesellschaft zu erscheinen, zu plaudern, zu lachen und zu tanzen. Wo dieser Befehl des Zaren mißachtet wurde, trat unbarmherzig die Knute in ihre Rechte. Bei den Quadrillen waren die Kavaliere angewiesen, ihre Partnerinnen mit schallenden Küssen zu bedenken. Zu lange Gewänder wurden von der Polizei öffentlich auf dem Marktplatze gekürzt; das altrussische Mannskleid ward mit Ukas vom 29. August 1699 zum Tode verurteilt und durch französische und ungarische Trachten ersetzt. Selbst dem Barte wurde der Krieg erklärt und alle Widerspenstigen, die auf ihren Mannesschmuck nicht verzichten wollten, mit 100 Rubel in Steuer genommen. Iwan Naumow, der seine Angst vor dem Rasiermesser nicht überwinden konnte, ward 1704 unbarmherzig ausgepeitscht. An den Kirchtüren wurden Soldaten aufgestellt, die allen Passanten ohne weiteres den Bart abschnitten. Die Muschiks waren gehorsamer als die adeligen Herren: sie ließen sich den Bart scheren, aber sorgsam bewahrten sie die abgeschnittenen Haare, damit sie ihnen nach ihrem Tode in den Sarg gelegt werden könnten, denn vor St. Nikolaus wollten sie mit dem gebührenden Respekt erscheinen. Aber die gewaltsame Zivilisation brachte doch nicht die erhoffte Umwandlung der alten Sitten. Bei einem Fest zu Ehren Katharina II. stieg ein Senator auf den Tisch und trat mit den Stiefeln in Schüssel und Teller. 1721 war unmäßiges Trinken am kaiserlichen Hofe noch an der Tagesordnung. Ohrfeigen wurden ausgetauscht, und in der nächsten Minute weinte man an der Tafel vor Rührung und Zärtlichkeit. Soll doch selbst Peter der Große, als er seinen Teller leeren wollte, den Inhalt kurzerhand auf das Haupt und die Brust der Fürstin Galizin ausgeschüttet haben . . .

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Humor.

Sachte! Ein Herr, der schon eine stattliche Anzahl von Enkelkindern sein eigen nannte, erwartete in kurzer Zeit einen neuen Familienzuwachs bei einer seiner Töchter. Eines Morgens kam ein Telegramm von seinem Schwiegersohn, und der staunende Großvater las folgende Worte: „Heute früh Zwillinge angekommen! Morgen mehr!“

*

Der uneigennützige Bewerber. Junge Dame: „Es tut mir leid, Herr Leutnant, ich kann mich nicht entschließen, Ihren ehrenvollen Antrag anzunehmen. Ich glaube, ich werde überhaupt nicht heiraten!“

Leutnant: „O, das ist doch nicht denkbar! Was würden gnädiges Fräulein denn mit Ihrem großen Vermögen anfangen?“

Das Collier der Tänzerin.

Eine Gaunergeschichte von Lothar Brenkendorf.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der junge Mann packte den Ueberraschten jetzt mit festem Griff am Handgelenk, zog ihn bis in die Mitte des Zimmers und, ohne den durchdringenden Blick von seinem schlohweißen Gesicht zu verwenden, raunte er ihm zu: „Sie heißen weder Müller, noch wohnen Sie an der Altstädter Fuhlentwiete oder sonst einer Straße in Hamburg. Und das Geld, das Sie soeben zählten — Sie haben es einfach gestohlen oder unterschlagen!“

Nicht für einen einzigen Moment kam es Hans Brendicke in den Sinn, sein Heil im Leugnen zu suchen. Dieser Herr, der alles wußte, war ohne Zweifel ein Kriminalbeamter, und wenn er sich erst einmal in den Händen der Polizei befand, konnte er ja doch nichts mehr verheimlichen. So ließ er in hoffnungsloser Ergebung den Kopf sinken und sagte: „Ja, mein Herr, ich habe es getan. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

„Wer sind Sie also in Wirklichkeit?“

„Ich bin der Postassistent Hans Brendicke aus Neustadt. Sie werden mich verhaften — nicht wahr?“

„Das wird von den Umständen abhängen — vor allem davon, ob Sie mir jetzt die volle Wahrheit sagen und sich auch sonst meines Mitleids würdig zeigen. Also rund heraus: was haben Sie angestellt?“

„Ich habe von dem Tische, auf dem die angekommenen Sachen abgestempelt werden, heimlich einen Brief fortgenommen, in dem ich einen Wertinhalt vermutete. Und ich habe unmittelbar nach beendigtem Dienst mit diesem gestohlenen Briefe die Flucht ergriffen.“

„In der Gewißheit natürlich, daß Ihre Tat sogleich entdeckt werden müsse?“

„Nein, ich glaubte nicht, daß sie vor Ablauf einiger Tage entdeckt werden könnte. Es handelte sich ja um einen gewöhnlichen, nicht um einen eingeschriebenen Brief. Und als ich ihn aus dem Haufen der übrigen Sendungen herausgriff, war ich bestimmt ganz unbeobachtet.“

„Woraus hatten Sie denn aber auf den wertvollen Inhalt des Briefes geschlossen?“

„Der Umschlag war wohl zu knapp gewesen für die Menge der hineingezwängten Scheine. Er war infolgedessen an einer Ecke etwas aufgeplatzt, und man konnte sehen, daß sich Banknoten oder etwas derartiges darin befanden.“

„Aha! Der Absender ist also verzweifelt unvorsichtig gewesen. Sie aber, mein bester Herr Brendicke, waren es nicht weniger. Wenn man schon einmal einen solchen Fang gemacht hat, noch dazu unter so günstigen Umständen, rennt man doch nicht Hals über Kopf davon. Dadurch mußten Sie sich bei Ihren Vorgesetzten ja ohne weiteres irgend einer strafbaren Handlung verdächtig machen.“

„Ich hoffte, in Neustadt würde niemand etwas von dieser Reise gewahr werden. Ich war nämlich bis morgen Mittag dienstfrei, und ich gedachte bis dahin wieder zurück zu sein.“

„Wie? Sie wollten wieder zurück? Das ist eine faule Ausrede, mein Lieber, auf die Sie sich eben erst besonnen haben. Vorhin sprachen Sie doch ausdrücklich von einer Flucht.“

„Dann habe ich mich nicht richtig ausgedrückt, mein Herr! Ich wollte nach Berlin fahren, um in einem Bankgeschäft einen oder höchstens zwei von den Scheinen gegen deutsches Geld einzuwechseln. Die übrigen wollte ich dem Adressaten des Briefes zukommen lassen, sobald ich einen Weg ausfindig gemacht hatte, der mich nicht in Verdacht brachte. Niemals — das schwöre ich! — niemals habe ich beabsichtigt, die ganze Summe für mich zu behalten.“

„Aber das ist doch heller Unsinn. Und Sie werden lange suchen müssen, ehe Sie einen gefunden haben, der's Ihnen glaubt.“

„Und doch ist es die lautere Wahrheit. Was hätte mir denn auch das viele Geld genützt, wenn ich mich damit in irgend einem fernen Erdenwinkel hätte verstecken müssen? Ich wollte mir doch nur tausend oder zweitausend Mark verschaffen, um das Mädchen heiraten zu können, das ich liebe.“

Seine Stimme war fast erstickt von dem Schluchzen, das ihm in der Kehle saß, und auf seinem hübschen Gesicht spiegelte sich deutlich der Schmerz, der ihm die Seele zerriß. Um den dunklen Schnurrbart des andern aber zuckte zum erstenmal wieder das alte, halb ironische Lächeln.

„Sie sind ein wunderliches Exemplar von einem Defraudanten, mein Lieber! Und Sie können dem Himmel danken, daß er Sie keinem Schlimmeren in die Hände fallen ließ, als gerade mir. Ihr Verdienst ist es wahrhaftig nicht; denn man brauchte weder ein Detektiv, noch auch nur ein Menschenkenner zu sein, um innerhalb der ersten zwei Minuten weg zu haben, daß etwas faul mit Ihnen sei. Und wenn Sie sich schon nicht verstellen konnten, die Schlüssellöcher Ihrer Zimmertüren hätten Sie doch wenigstens verhängen sollen, ehe

Sie sich an dem Anblick Ihrer Beute weideten. Ob Sie nur eine Banknote behalten wollten oder alle — bei soviel Einfalt wären Sie unfehlbar bei dem ersten Wechselversuch vor die Hunde gegangen."

„Aber ich hätte ja gar nicht mehr versucht, einen von den Scheinen einzuwechseln. Ich hätte es ja gar nicht mehr versuchen können."

„Nicht mehr versuchen können? Und warum nicht?"

„Weil es ja keine richtigen Banknoten sind, sondern nur nachgemachte."

Das Lächeln verschwand von dem Gesicht des andern, und zwischen seinen Brauen erschien eine Falte.

„Hören Sie, Verehrtester: wenn Sie etwa glauben, mich auf so plumpe Weise düpieren zu können — —. Lassen Sie mich die nachgemachten Noten doch gefälligst einmal sehen!"

Ohne zu zaudern, öffnete Hans Brendicke seine Handtasche und legte das ganze Bündel von Geldscheinen vor den Fremden auf die Tischplatte. Der nahm einen von ihnen mit seinen schlanken, spitzen Fingern auf, befühlte und betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit und hielt ihn wohl eine Minute lang prüfend gegen das Licht.

„Es sind die schönsten brasilianischen Fünfhundert-Milreis-Scheine, die ich je gesehen habe," sagte er endlich. „Was in aller Welt bringt Sie auf die Vermutung, daß sie nachgemacht seien?"

„Ich ersah es aus dieser Mitteilung hier, die ich erst vorhin in dem Briefe fand."

Der vornehme Unbekannte nahm das dargereichte Blatt und las: „Sehr geehrter Herr Ribeira! Dankend bestätige ich den Empfang Ihrer gefälligen Sendung von tausend Mark und schicke Ihnen dagegen die gewünschten hundert Stück. Ich habe mir mit dem Druck ebensoviel Mühe gegeben wie mit der Anfertigung der Platten, und werden Ihnen die beabsichtigten Täuschungs-Scherze bei Ihren Freunden gewiß aufs beste gelingen. Obwohl es sich, wie Sie mir wiederholt versichert haben, nur um ein Jux handeln soll, rechne ich doch ganz fest auf Ihre strenge Verschwiegenheit und zeichne, einer etwaigen Nachbestellung zu gleichen Bedingungen gern gewärtig, mit aller Hochachtung Emil Günther."

Nach beendeter Lektüre sagte der „Baron" zunächst gar nichts, sondern griff nach dem Briefumschlag, in dem die Scheine gesteckt hatten, um ihn ebenfalls einer genauen Besichtigung zu unterwerfen. Er trug die Adresse: „Herrn Alvos Ribeira, z. Z. Neustadt a. P., Hotel zum Schwan." Der Absender war weder durch Aufdruck einer Firma noch handschriftlich bezeichnet; der postalische Aufgabestempel aber zeigte den Ortsnamen Ellingen. Ohne ein sichtbares Zeichen von Ueberraschung oder Enttäuschung kehrte sich der junge Herr endlich wieder gegen den Postassistenten, der noch immer als ein Bild jammervollster Zerknirschung vor ihm stand.

„Nach diesem Briefe und nach der liederlich sorglosen Art der Versendung ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß es sich nicht um echte Scheine, sondern nur um sogenannte Blüten handelt. Es wäre also ein grandioser Reinfall geworden, wenn Sie sich mit Ihrer Beute zu einem hiesigen Bankier gewagt hätten. — Was aber soll denn nun eigentlich mit Ihnen geschehen?"

Mit dem flehenden Blick eines gemarterten Tieres sah Hans Brendicke auf.

„Ist es denn überhaupt noch möglich, mein Herr, mir die Verhaftung und Bestrafung zu ersparen?"

„Möglich wäre es schon. Denn Sie sind im Irrtum, wenn Sie mich für einen Polizeibeamten oder etwas dergleichen halten. Ich bin nur ein einfacher Privatmann, aber allerdings ein Mensch, der mit offenen Augen durch die Welt geht, und dem es immer unendliches Vergnügen gemacht hat, auf eigene Hand ein wenig den Kriminalisten zu spielen. Als ich Sie durch das Schlüsselloch in der Verbindungstür zwischen unseren Stuben beobachtete, nachdem Sie mir vorher im Speisezimmer hinlänglich verdächtig geworden waren, war ich allerdings fest entschlossen, Sie später den Behörden zu überliefern. Jetzt aber, da ich sehe, daß ich es nicht mit einem ausgepichten Verbrecher zu tun habe, spüre ich beinahe etwas wie Mitleid mit Ihrer Dummheit. Und wenn ich sicher sein könnte, daß Sie gewissenhaft nach meinen Weisungen handeln, würde ich vielleicht versuchsweise Gnade für Recht ergehen lassen."

Hans Brendicke sah aus, als hätten sich unvermutet alle Pforten des Himmels vor ihm aufgetan, und mit zitternder Stimme erwiderte er: „Was Sie mir auch befehlen mögen, mein Herr, ich schwöre, daß ich es gewissenhaft befolgen werde."

„Ich verlange von Ihnen weiter gar nichts, als daß Sie mit dem ersten Morgenzuge nach Neustadt zurückkehren und daß Sie am Mittag Ihren Dienst antreten, wie wenn nichts geschehen wäre. Von dem Briefe aber, von Ihrem Ausflug nach Berlin und von unserer Bekanntschaft dürfen Sie bis an Ihr Lebensende nie ein Wörtchen verlauten lassen."

„Ich werde mich wohl hüten, es zu tun. Wie aber soll ich dem rechtmäßigen Empfänger sein Eigentum zukommen lassen, ohne mich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen?"

„Weil solche Gefahr unvermeidlich wäre, sollen Sie es eben überhaupt nicht tun. Lassen Sie den Brief getrost in Verlust geraten sein. Und halten Sie sich versichert, daß weder der Absender noch der Empfänger unklug genug sein wird, die verschwundene Sendung zu reklamieren. Sollte es aber gegen alle Erwartung dennoch geschehen, so spielen Sie selbstverständlich den Ahnungslosen, der von nichts weiß. Auch in dem denkbar schlimmsten Fall, daß Sie beargwöhnt werden sollten, kann Ihnen doch nichts geschehen, denn man wird weder den Inhalt des verloren gegangenen Briefes, noch sonst etwas Verdächtiges bei Ihnen finden."

„Sie raten mir also, die Scheine zu vernichten?"

„Ich will Ihnen die Notwendigkeit ersparen, indem ich das der größeren Sicherheit halber selbst besorge. Der Besitz dieser immerhin recht hübsch nachgemachten Scheine könnte für einen leichtsinnigen jungen Mann Ihres Schlages doch eine gar zu gefährliche Versuchung sein. Wer weiß, was geschehen würde, wenn Sie aufs neue von ihren Heiratsgelüsten gepackt werden."

Hans Brendicke schüttelte traurig den Kopf.

„Davon kann nie mehr die Rede sein, mein Herr! Das Mädchen, das ich liebe, ist so rein und edel, daß ich nie mehr den Mut haben werde, meine Augen zu ihr zu erheben, nachdem mir erst einmal recht zum Bewußtsein gekommen ist, was ich getan."

„Na, das können Sie halten, wie es Ihnen beliebt. Am Ende ist es für einen Menschen mit schmalem Einkommen ja auch viel gescheiter, unbeweibt durchs Leben zu gehen. Die falschen Scheine aber gebe ich Ihnen trotzdem nicht zurück. Und wenn sich auch jetzt unsere Wege trennen, werde ich doch eine Möglichkeit finden, Sie im Auge zu behalten. Vergessen Sie nicht, daß es in meine Macht gegeben ist, Sie jederzeit dem Staatsanwalt zu überliefern."

Er stand auf und wandte sich zum Gehen, nachdem er den Umschlag, die Scheine und den Begleitbrief an sich genommen hatte. Wohl hatte Hans Brendicke die dunkle Empfindung, daß er sie ihm nicht lassen dürfe; woher aber sollte er den Mut nehmen, sie ihm abzufordern — diesem Manne, der sich so großmütig gegen ihn gezeigt hatte, und den er am liebsten auf den Knien gedankt hätte für seine Güte! So wagte er denn nur mit gefalteten Händen zu fragen: „Darf ich nicht Ihren Namen erfahren, mein Herr, damit ich wenigstens weiß, wen ich fortan als meinen Wohltäter zu verehren habe?"

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Lerche.

Ein Gutsbesitzer hatte Besuch von einem Freund erhalten, der sehr schwerhörig war. Bei einem Spaziergang gingen sie längs der Bahnlinie hin, als ein Zug heranbrauste, der beim Nehmen einer Kurve ein so ohrenzerreißendes Kreischen ertönen ließ, daß der Gutsbesitzer sich entsetzt die Ohren zuhielt. Ueber das Gesicht seines Freundes aber ging ein verklärtes Lächeln.

„O," sagte er, „es ist doch herrlich, wieder einmal auf dem Lande zu sein, das war die erste Lerche, die ich in diesem Frühling gehört habe!"

Die Drontach-Mühle.

Erzählung von M. A. v. Markovics.

(Nachdruck verboten.)

Den möchte ich sehen von allen Burschen Leilachs, der den Mut hätte, um die Mitternachtsstunde an der „verhexten Mühle" und dem Drossel-Weiher vorüberzugehen oder von den weißen Rosen zu holen, die in vollen Büschen in dem verwilderten und verwahrlosten Garten der Mühle wuchern.

Was hilft's, daß der Herr Pastor seinen Gemeindekindern an etlichen Sonntagen schon Predigten gegen den krassen Aberglauben gehalten — was nützte es, daß der Ortsrichter den Grund und die verfallene Mühle mit drei Gängen um einen wahren Spottpreis jedem, der nur ein paar Silberstücke in der Tasche klingen läßt, anbietet — der Aberglaube und die Furcht vor unsichtbaren Schemen sind in diesem Fall stärker als der Herr Pastor, selbst als die Habsucht, die auf einem Dorfe genau so ihre Opfer sucht wie in einer Weltstadt.

Die Mühle und ihre Umgebung sind zu sehr verrufen.

Und das nicht mit Unrecht.

Die urältesten Leute Leilachs können sich nicht erinnern, wann eigentlich der in den Felsen gehauene Unterbau der Mühle und des kleinen angrenzenden Hauses entstanden ist. Obwohl sich ein halb Stündchen vom Orte eine mäßig hohe Hügelkette, in der auch die Drontach entspringt, hinzieht, hat doch das ganze üppige Waldestal einen weichen, humusreichen Boden.

Der Block, aus dem die Mühle gehauen, scheint wie von Zyklopen in die Fluten des oft reißenden Gebirgsbaches geschleudert zu sein und ragt ein gut Teil über seine Umgebung empor. Das war der Grund, daß ehedem das Wasser über einen breiten Hohlgang geleitet worden, der im Winter, wenn Tauwetter eintrat und enorme Schneewassermengen sich aus den Höhen herabwälzten, abgehoben und beseitigt werden konnte.

Der an das Haus wie ein Mäntelchen sich anschmiegende und schräg abfallende Garten litt denn auch manchmal empfindlich; doch trieben dann Rosen, Efeu und weiße Lilien die Knospen und Blüten in schier unglaublicher Menge. Jeder Frühling verwischte die rauhen Spuren des Winters.

Die „verhexte Mühle", wie sie das Volk seit Jahren getauft, bildete gleichsam den Abschluß des Städtchens. Leilach lag, in Harfenform ausgebreitet, bergab, oder auch bergan, von der Mühle aus gesehen. Seine uralten, mürrischen Giebelhäuser mit wetterbraunem Gebälk und überhängenden Stockwerken; die Dächer, altmodisch, noch mit Schindeln und Bleiplatten gedeckt, über die Hauslaub und grünes Moos sich hinzogen, gaben ein malerisches Bild. Ein mächtiger Buchenhain flankierte im Osten das Städtchen — im Westen hatte es die Gebirgswände, die viel hundertjähriges Nadelholz trugen —, im Süden die breite Ebene und den Blick weit ins Land.

Auf diese Weise glich Leilach einer Schönen, die sich verschämt in eine Immergrün-Laube zurückgezogen.

Die letzten Bewohner der Mühle waren zwei Kesselflicker gewesen. Sie hatten in dem seit Jahr und Tag verlassenen Häuschen ihr Nachtquartier aufgeschlagen und kamen nach Mitternacht bleich und verstört an das alte Wirtshaus „Zur goldenen Eichel", um im Stall schlafen zu können.

Bei einem Nachttrunk, den ihnen der gutmütige Herbergsvater, der Tümpel hieß, gern kredenzte, erzählten die beiden Weitherumgekommenen, wie sie, müde und matt von langer Wanderung, an der Mühle angelangt seien.

Volles Mondlicht lag auf Haus und Garten, von dem der starke Duft der weißen Lilien ihnen fast den Atem benahm. Da die einstmalige Eichentür des Gebäudes, zerbrochen, mit Trümmern und Eisengerümpel den Eingang versperrte, ihn vielleicht auch absichtlich verbarrikadierte, um dem vorübergetriebenen oder weidenden Vieh keinen Schlupfwinkel zu gönnen, so erweiterte Dudler, der ältere der beiden Obdachsuchenden, die Mauerspalte, über die Schneeballensträuche ihre weiße Blütenlast herabhängen ließen. Dann krochen sie durch den breiten Spalt und drangen bis zu dem Raum vor, der als Wohnstube gedient hatte.

Irgend etwas Schwarzes strich über ihre Köpfe dahin und war an ihnen vorüber, ehe sie noch aufsahen. Vermutlich ein Raubvogel.

Puh! — Wie unwirtlich war es hier! Das Mondlicht fiel in breiten Streifen zu den ehemaligen Fenstern herein, aus denen die meisten der Scheiben wohl mutwilligen Knaben zum Opfer gefallen waren. Dagegen war das alte Gerümpel der Einrichtungsstücke: die schweren Schränke, der lange Eßtisch, mehrere Holzstühle, wenn auch mit dicker Staubkruste überdeckt, fast intakt.

Diese Beobachtung wunderte die Söhne Tirols nicht wenig. Ihr Staunen erreichte indes den höchsten Gipfel, als sie einer großen Schwarzwälder Uhr ansichtig wurden, deren verrostete Zeiger auf „Zwei" wiesen.

Es schien den beiden armen Teufeln undenkbar, daß man solche Kostbarkeiten nicht längst nach dem Städtchen getragen oder entwendet hatte. Die Uhr und alle anderen Möbelstücke hätten ja hingereicht, um der fescheften Sennerin die Almhütte einzurichten.

Noch dazu eine „Kuckucksuhr".

Hainbuch, der jüngere Kesselflicker, zog sich einen hölzernen Stockel heran und versuchte es, den Kuckuck aus seiner Kammer zu locken. Umsonst — das Türchen zu dem Räderwerke öffnete sich nicht, die verrosteten Ketten und Gewichte versagten den Dienst; sie waren seit undenklichen Zeiten wohl nicht geölt und spotteten jeder Bemühung.

Das verdroß den Burschen unsäglich. Er schlug mit der Faust auf das Dach der Riesenuhr und stieg, übel gelaunt, vom Sessel herunter.

„Wart' nur bis morgen früh, du Unwirsche" — rief er hinauf. — „Da hole ich di herab und flick' di, wie meine Kessel!"

Doch kam es nicht dazu.

Ein Pfeifchen noch schmauchte jeder der Tiroler, horchte dann auf das Rauschen des über die Wehre dahinschießenden Wildbaches, legte sich auf seinen harten Ranzen und sprach sein Gebet zur Nacht, ohne das ein ehrliches Kind seiner Berge nicht zur Ruhe geht.

Dicht aneinandergedrückt lagen sie beide in dem geschütztesten Teile des Raumes. Tiefe Stille sonst in der Natur, nur ein leiser Nachthauch strich durch die Fensteröffnungen und die halbgeborstene Stubentüre und brachte den Duft der Rosen und Lilien herein. Das Mondlicht fiel grell durch die Tür und beleckte fast gespenstisch die feuchten Bruchstücke der Wände, in denen Thymian und Mauerpfeffer wuche[illegible].